

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1860)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Des Hinkenden Boten Neujahresgruß.

Was bring' ich euch wohl heute wieder
Von meinen weiten Reisen?

Sind's Schlachtgesänge, Siegeslieder,
Welsch' oder deutsche Weisen?

Wohl hört' ich manches Stücklein singen,
Manch lust'gen Vogel pfeifen,

Wo jetzt nichts mehr ist zu erschwingen,
Kein Beerlein mehr wird reifen:

Denn wo des Krieges blut'ge Hand
Der Fürsten Haber richtet,

Da seufzt das Volk, verdirbt das Land,
Ist jede Saat vernichtet.

Wie schien sich alles zu gestalten,
In Fried' und Harmonie,

Ein Völkerband sich zu entfalten,
Durch Kunst und Industrie;

Wie förderte die Wissenschaft
Des Handels reges Streben;

Wie schuf der Aktien Riesenkraft
Ein neuerwacht's Leben!

Und jetzt — wo steh'n wir? — Doch wer
weiß?

Ich will die Zeit nicht richten;

Gott lebt noch immer, heer und weiß,
Er wird das Dunkel lichten.

Drum bring' ich keinen Schlachtgesang,
Und keine Siegeslieder,

Nicht welsch, noch deutscher Weise Klang,
Rehr nur als Schweizer wieder.

Und wißt ihr wohl, was das will sagen:
Nur Schweizer ganz zu sein?

Heißt's etwa: vor dem Feinde zagen,
Wenn's muß gefochten sein?

Heißt's: sich vor fremden Mächten beugen?
Mit Diplomaten-Kunst

Zum voraus schon sich tief verneigen
 Nach jedes Siegers Gunst?
 Wohl gar in fremden Streit sich mischen,
 Mit Tinte und Papier,
 Und zechend, hinter vollen Tischen,
 Frech schwingen fremd Panier?
 Doch seine Brüder schnöb verhöhnen,
 Weil anders steht ihr Sinn,
 Und nur in eig'ner Weisheit wähen
 Des Vaterlands Gewinn?
 Oh nein! das ist nicht Schweizerstätte,
 Für freies Volk zu klein.
 So denkt kein Mann aus unsrer Mitte,
 Das heißt nicht: Schweizer sein.

Doch in des Friedens goldnen Zeiten,
 In kluger Mäßigkeit,
 Des Hauses Wohlstand sich bereiten
 Durch Fleiß und Redlichkeit;
 Wohl in dem Wettkampf der Nationen,
 Um Scharffinn und Talent,
 Mitringen um des Preises Kronen,
 Doch anderm Kampfe fremd;
 Im heimathlichen Meinungskriege
 Vergessen und verzeih'n,
 Dem Gegner, nach errung'nem Siege
 Ein edler Bruder sein;
 Nur in des Vaterlands Gefahren,
 Wenn Krieg von Außen dräut,

Einiges über Erziehung. (Fortsetzung vom Jahr 1859.)

V. A r t i k e l.

Vom unfleißigen Schulbesuch, was
 er schadet, und wie es da besser
 sein könnte.

Zu N. N. — in einem großen Dorfe,
 das ich aber nicht näher bezeichnen will, hat

Sich dann zu seinem Panner schaaren,
 Mit Muth und Einigkeit;
 Nicht reizen, doch auch nimmer weichen;
 Dem Feind in's Auge sehn,
 Nicht zählen seiner Heere Reihen —
 Gott wird schon zu uns stehn. —
 Das, das ist echte Schweizersitte,
 Ist freien Volkes werth.
 Oh! daß sich stets in unsrer Mitte
 Solch großer Sinn bewährt!

Das ist auch All's, was ich kann bringen
 Zum Botengruß für heut —
 Ein Wunsch nur — doch mög' er gelingen!
 Er paßt zur ernstest Zeit.
 Mag Ruhm der ganzen Welt verkünden
 Manch Namen hochverehrt;
 Vittoria ihre Kränze winden
 Um manches Heldenschwert;
 Mag Herrschergunst auch Sterne sticken,
 Nach Laune und nach Lust;
 Mag Orden und Medaille schmücken
 Manch edle Männerbrust. —
 Uns locket nimmer solche Würde,
 Sie paßt nicht für die Schweiz,
 Uns schmückt nur eine einz'ge Zierde:
 Das blanke Schweizerkreuz.

man sehr geschickte, eifrige Schulmeister,
 wie sie nicht überall zu finden sind. Nicht
 nur in den gewöhnlichen Fächern, als: Re-
 ligion, Schreiben, Lesen, Rechnen und Ge-
 sang ertheilen sie gründlichen Unterricht, auch
 in der Erdbeschreibung, in der Geschichte,
 im Zeichnen, Feldmessen und andern Wissen-
 schaften können sie die Jugend viel Nützliches
 lehren. Und doch ist die Jugend zu N. N.
 meistentheils noch sehr unwissend. Von den

Ältern Knaben ist kaum einer im Stande, einen verständlichen, sprachrichtigen Brief zu schreiben, oder eine nicht ganz gewöhnliche Rechnung schnell und sicher zu machen; kaum einer kann einen förmlichen Conto ausfertigen, geschweige ein Hausbuch einrichten und führen. Woher kommt das? An den Lehrern fehlt es da gewiß nicht, wie dieß vielleicht an andern Orten hier und da der Fall sein dürfte; auch an den Gaben der Kinder fehlt es nicht; viele begreifen Alles leicht und lernen ohne Mühe. Aber an den Eltern fehlt es, die ihre Kinder so unfleißig in die Schule schicken, und an der lauen Schulkommission fehlt's, welche die Eltern nicht warnt und zu ihrer Pflicht anhaltet. Man denke einmal: In N. N. sind bei 400 schulpflichtige Kinder, und von diesen sieht man Winterszeit oft kaum $\frac{3}{8}$, Sommerszeit kaum $\frac{1}{8}$ in der Schule. Einige bleiben ganze Wochen, ja Monate lang ohne Noth aus; kaum eines kommt regelmäßig alle Tage, wie es doch bei Allen nöthig wäre. In diesem unfleißigen Schulbesuche liegt der Schlüssel zur Erklärung der traurigen Erfahrung, daß ungeachtet der geschickten Lehrer die Ungeschicklichkeit vieler Kinder noch so groß ist. Die Sache ist ganz natürlich. Denn wenn man was Rechtes lernen will, so muß man Zeit dazu haben; es muß einem wichtig sein; man muß sich viel üben, und die Uebungen so selten als möglich unterbrechen. Das Alles ist um so richtiger, je schwerer die Sache ist, die man lernen will. Nun aber sind bloß Schreiben (ich meine allerlei Briefe und Aufsätze schreiben), Lesen (ich meine schön und deutlich lesen und das Gelesene verstehen) und Rechnen (ich meine im Kopf und mit Zahlen jede, auch schwerere Rechnungsaufgabe flink und sicher lösen); bloß diese drei

Fächer sind schon recht schwere Sachen, woran Mancher sein ganzes Leben, nicht nur in der Jugend, lernt. Darum ist es erklärlich, daß ein Knabe es nicht weit darin bringt, wenn er mehr die Geißel und den Flegel in der Hand hat, als die Feder; wenn er mehr auf das Vieh schaut als auf die Bücher; wenn er mehr Zeit auf dem Felde oder im Stalle zubringt als in der Schule.

Es ist recht auffallend, wie selbst verständige Eltern nicht einsehen wollen, daß ein fleißiger Schulbesuch durchaus nöthig ist, wenn die Kinder etwas Namhaftes lernen sollen. Und doch weiß Jedermann, daß es für den Menschen keinen Stillstand gibt, daß er in Allem entweder vorwärts muß oder rückwärts gehet. Keinem Vater, der seinen Sohn ein Handwerk lernen läßt, fällt es ein, ihn nur so von Zeit zu Zeit, etwa über den andern Tag, über die andere Woche oder gar über den andern Monat zu dem Meister zu schicken, und ihm inzwischen immer etwas Anderes zu thun zu geben. Nein, er läßt den Jungen ununterbrochen ein, zwei bis drei Jahre bei dem Meister, damit er's auch recht lerne. Nur gerade mit dem Schulmeister macht man es nicht so, und der hat doch die Kinder eben so wichtige Sachen zu lehren, als ein Handwerker. Wenn man noch bedenkt, daß in jeder guten Schule Kinder, nach ihren Kenntnissen, in Klassen eingetheilt sind, daß sie da stufenmäßig vorwärts schreiten, und an jedem Tage etwas lernen, das sie wissen müssen, um am folgenden Tage wieder etwas Neues daran zu knüpfen, so muß auch der Einfältigste begreifen, daß Kinder, die nicht regelmäßig in die Schule kommen, unmöglich Fortschritte machen können, daß dadurch dem Lehrer sein Geschäft außerordentlich erschwert wird und natürlich

auch verleidet. Ich darf also feck behaupten: Wo gute Schulen sind (und Gottlob gibt's ihrer nun recht viele) und die Kinder lernen doch nichts Rechtes, da fehlt's am gehörigen Schulbesuch, und daran sind die Eltern Schuld, die ihre Kinder nicht schicken. Man verstehe mich aber recht. Ich will keineswegs gesagt haben, daß die Kinder der Landleute vom sechsten bis sechzehnten Jahre unausgesetzt die Schule besuchen, und keine Handarbeiten machen sollen. Nein, es ist ganz an seinem Ort, daß man die Kinder bei Zeiten und fleißig zu zweckmäßiger Arbeit in Haus und Feld anhaltet, damit sie auch diese verstehen und verrichten lernen. Ich schätze und ehre den Bauernstand, der auch mir Brod schafft, zu hoch, als daß ich ihm irgend einen Arm entziehen und die Bauernsöhne zu lauter Schreibern, Agenten u. s. w. machen wollte. Aber eben weil ich den Landmann ehre, so muß ich auch wünschen, daß er selbst recht ehrenwerth sei, und das ist er, wenn er nicht nur seinen Beruf gut kennt und übt, sondern auch alle diejenigen Kenntnisse besitzt, die er als Mensch, als Christ, als Bürger eines freien Staates, als Hausvater nöthig hat, Kenntnisse, die er sich in einer guten Schule am besten erwirbt. Ich will nicht das Unmögliche, nur das Mögliche. Und Niemand wird vernünftigerweise verlangen, daß die Kinder in den sogenannten großen Werken im Sommer, oder bei vielem Schnee und grimmiger Kälte im Winter, oder wenn sie gar zu weit von der Schule entfernt, oder sehr arm sind, nie darin fehlen sollen. Aber sehr möglich ist, und ganz mit Recht fordert man es, daß man die Kinder nicht um ganz unbedeutender Ursachen willen von der Schule abhalte, daß man besonders jüngere, die man noch nicht so viel

brauchen kann, hinschicke, anstatt sie herumlaufen zu lassen, daß selbst größere auch im Sommer, ausgenommen in den großen Arbeiten, alle Morgen, wenigstens zwei Stunden, in nützlichen Dingen unterrichtet werden. Die Morgenschule zur Sommerszeit besonders ist zu wünschen; sie trägt auch hier und da, wo sie besucht ist, schon herrliche Früchte; damit ist für den Geist der Kinder gesorgt, so wie auch dafür, daß sie den Eltern helfen können und arbeiten lernen, und die armen Schullehrer sind nicht mehr verdammt, wie der Sisyphus in der Hölle, im Winter keuchend einen schweren Stein auf einen Berg hinauf zu heben, der dann im Sommer wieder herunterstürzt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Vers zur rechten Zeit.

Auf einem Transparent zur Jubelfeier eines deutschen Fürsten stand:

„Durchlachtigster Herr und Fürst,
 „Mich friert, mich hungert und dürst!“
 Da erbarmte sich dessen der edle Fürst.

Spekulativer Geist.

„Was wotsch werde Hansli?“ fragte ein Götli seinen Taufbuben; „Nüt“ antwortete dieser, „i wot Bub blybe, dem Kari git sy Götli nüt meh, syt er groß isch.“

Alte Jugend.

Uhli, der Stallknecht, sagte zu Michel, dem Bedienten, einst: was doch ihre Frau noch für ein hübsches Weibsbild sei, noch bei ihren Jahren; Backen habe sie noch wie rother Saffian und Zähne wie Eierschalen so weiß. Das hat aber auch seine Gründe;

ihre Zähne thut sie alle Abend in eine Schale mit frischem Wasser und die Backen färbt sie sich alle Morgen neu an.

Gute Gegenfrage.

Eine strenge und fromme Frau sagte ihrer Magd: „Ich komme gar selten in die Welt.“ Da fragte die Magd ganz unschuldig: „Aber um Gottes willen! sind Sie denn schon im Himmel?“

Kurzer Brief.

Ich schreibe Dir, weil ich sonst nichts zu thun habe und schließe meinen Brief, weil ich sonst nichts zu schreiben habe.

Theaterzettel.

Eine Frau schickte ihren Bedienten an die Straßenecke, nach dem Comödienzettel zu schauen. „Nun was wird heut gespielt?“ fragte die Frau den Wiederkehrenden. — „Neue Stiefelwische in Krügen und Butelien“ war die Antwort.

Die Kleidernärrin.

Ein schwarzbraunes Mädchen, das sehr eitel war, kleidete sich eines Sommertags ganz weiß und fragte dann ihres Nachbars Sohn, ob ihr dieser Anzug nicht hübsch stehe. „Oh ja! — antwortete dieser. — „Du chunst mer grad vor wie ne Fliege in ere Milchgepse.“

Merkwürdiger Copulationschein.

Ein Viehhändler wollte heirathen und wollte dem Herrn Pfarrer seinen Copulationschein bringen. Da las aber der Pfarrer: „Vorweiser dieses, N. N., ist willens eine

rothscheckige Kuh mit langen, krummen Hörnern zu verkaufen u. s. w.“ Er hatte im Vergessen einen Gesundheitschein mitgenommen.

Examenfrage.

„Was sind die Engel Mathisli?“ fragte der Schulmeister einen Knaben im Examen; aber Mathisli verstummte und stiert über seine dicke Nase herab. Da flüsterte ihm ein Kamerad von hinten zu: „Es sy puri Geister.“ Als der Schulmeister weiter fragen wollte, stotterte Mathisli noch geschwind nach: „I weis es jez, es sy Buregeister.“

Das mitleidige Herz.

Zum ersten Mal war Albertine im Theater. Es wurde ein herrliches Stück gespielt, worin sich der Held schon im ersten Akt erdolchen wollte, weil er seine Geliebte todt glaubte. Da rief Albertine laut auf: „Aber Mamma! sag ihm doch, daß i noh läbi.“

Der Dorfformandant.

„Battalliohn, vorwärts Marsch! — Gott i d'Matte abe!“

Eichenlaub.

Ein König, der viele Orden austheilte, mußte sie nothgedrungen classificiren, um Unterscheidung in seine wohlfeilen Auszeichnungen zu bringen. Da erfand er, vergoldetes Eichenlaub an das Ordenskreuz zu setzen und einen Letzch an das Ordensband, den man Schleife nennt u. dgl. Da schimpften sich zwei Gassenbuben einst aus und endlich sagte der eine dem andern: er sei ein Esel, da entgegnete der andere: „Du auch, aber mit Eichenlaub.“

Der geistliche Gruß.

Ein Kandidat konnte in seiner ersten Landpredigt nichts mehr vorbringen, als „Paulus grüßt euch“ — und abermals — „Paulus grüßt euch“ und so zum drittenmal, und blieb stecken. Da sagte halblaut ein Vorgesetzter in seinem Chorsthule: „Se nu su läue mer ne ume grüße.“

Wirksames Augenwasser.

Es rieth ein Arzt einem Manne, der ihn über ein Augenleiden seiner Frau consultirte, sie solle die Schläfen alle Morgen mit Salzbranntwein einreiben. Als er den Mann nach längerer Zeit auf der Straße antraf und nach der Patientin fragte, erhielt er zur Antwort: „Perfekt geit's-ere wieder; d's Salz het sie i der Büchse g'lah u der Brantewy nit wyter uche brunge, als bis a d's Muul, aber g'hulfe het's-ere notti.“

Ein ergrauter Schelm.

Vor den Affisen erschien ein Siebenzighähriger wegen Diebstahl. Als ihm der Richter vorhielt, wie unglücklich er sei, in seinen Jahren noch für ein so niedriges Verbrechen vor Gericht zu kommen, antwortete er: Er finde im Gegentheil, daß er von Glück sagen könne, 60 volle Jahre lang niemals erwischt worden zu sein.

Die Rednerwuth.

Einer jener Menschen, die bei allen Volksversammlungen zugegen sein müssen, und stets meinen, das Volk sei dümmer als sie und müsse durch ihre Reden belehrt werden, war einst auch anwesend bei einer großen und wichtigen Versammlung, wo Jedermann

längst schon wußte, wie ihm die Karten liegen und es sich nur noch um die Entscheidung durch Abstimmen handelte; da drückte ihn auch wiederum sein Redewasser und er fragte deswegen seinen Nachbarn, ob er nicht meinte, es wäre nun am Platze eine Rede zu halten? Da sagte ihm derselbe: „Herr Sekretär! wenn Sie für alle Gewalt etwas halten müssen, so rathe ich Ihnen: halten Sie das Maul.“

Drei Ohrfeigen machen ein Paar.

Annebäbi gieng mit ihrem Trineli an den Schryßmärit nach der Stadt, denn das junge Ding zog es partu einmal hin, es wußte selber nicht warum und die Mutter konnte mit gutem Gewissen nicht dawider sein, wenn sie an ihre Jugend dachte und, war sie auch räb, wie Meerrettig, so war sie doch weit und breit auch für billig bekannt — aber sie wollte dabei sein und hüten.

Nun da waren sie denn, altmodisch und neumodisch, runzelig und jungfernglatt, wie sie waren — mitten unter Läden und Butiken und Krämerständen, bald in der Laube, bald auf dem Bach — daß es ihnen fast vor den Augen schwamm. Annebäbi hatte ein ordentliches Bläterli voll Fünffränkler mitgenommen, um Trineli zu kramen, denn sie liebte es im Geheimen, wie nur eine Mutter ihr hauptbraves Meitschi lieben kann; es war aber zu wohl erzogen, um seine Wünsche anders als höchstens mit einem Stupf zu einem langen-Blicke kund zu geben. Das Kramen war aber auch nicht die Hauptsache; bekam es doch das ganze Jahr was der Brauch war — und Glustkas war es keine. Aber die jungen Bursche trappeten ihnen stets auf den Füßen nach, und wo sie standen und gien-

gen, da stand allerwegen ein Better, oder ein Nachburensohn, oder ein hübscher Draguner auch da, gerade in demselben Laden und vor demselben Stand, wie sie — und das war alles nicht Annebäbi's wegen.

„Chum iez du Zaagge! me chunt niene fürers mit dir,“ schnauzte Annebäbi und Trineli konnte vor lauter Dragunern und Bettern nie recht nahe hinter der Mutter zu einem Laden heraus, oder von einem Stande weg kommen; es war so fatal, daß sich dieß junge Volk allenthalben zwischen sie und ihre Mutter hineinschob. Patsch! da flog eine Ohrfeige von Annebäbi's Hand — wohin — kann man denken, denn es hatte Trineli und nicht denen Dragunern zu commandiren. Trineli sagte kein Wort, sondern drückte sich nur ganz hurtig, dicht an das Tschöpli seiner Mutter heran, um ihr zu zeigen, daß es ja folgen wolle.

Nun gieng's in eine Röchlwirthschaft um einige Kalbsfüße z'Morgen zu essen. Da waren die Bursche auch schon da, gerade als wenn sie es gewußt hätten. Man aß, man trank ganz süßerli, wie es ehrsamem Weibseuten geziemt; es wurde geschwaßt, auch gelacht und Annebäbi machte mit, denn sie war auch einmal jung gewesen und nicht die Märgste, und einer von den Burschen, ein Stiller, ließ sie noch etwas gelten. Da war einer der Draguner ein wenig zutäppisch mit Trineli, daß es ihm eins auswischte mit dem Ellenbogen, dabei warf es aber sein Glas um und — Patsch! flog die zweite Ohrfeige. „Chasch nit luege wo de hisägst du Dotsch?“ Und unsere gute Tochter wußte abermals, wie es gemeint war und bat die Mutter, mit verschämten Blicken, still um Verzeihung! Darauf meinten die jungen Bursche, man wolle eins in den Adler, zum Tanzen, es werde

wohl bald angehen und baten die gestrenge Mutter gar eindringlich, sie solle doch auch kommen, mit Trineli. Auch das gieng Annebäbi ein, aber Blicke schoß sie auf ihr Meitschi wie ein Nachteuel auf ein Vogelneß — und das Meitschi verstand sie, war aber nicht allein Meister. Die Musik war gut.

Da gieng es im ringum,
Trallirum, trallarum,
Erst sittig und langsam,
Ganz züchtig und ehrsam,
Dann bald etwas schneller,
Dann rascher und töller;
Dann blies der Trompeter,
Und Trineli's Better
Flog mit ihr davon,
Der Mutter zum Hohn,
Und juchzte und stampfte
Und schnauzte und dampfte

daß alles ihm nachsah und — Patsch! da flog die dritte Ohrfeige auf Trineli's erhitzte Backen. „Wottisch jitz höre du schinters Täsche! Ja wolle! was würd' Chrifte säge, wenn er is so thue g'säch? — Da ziesch mer plögli der Tschoppen a u jitz pack di vorus, süsch bist de mer g'wüß z'letscht Mäl i der Stadt g'st.“

Die Bettern und Draguner wollten Annebäbi zum Bleiben überreden, aber, statt aller einläßlicher Reden, gab sie nur ein einziges kurzes Wort von sich, und das war nicht das sauberste. Da lachten ihr die jungen Bursche laut nach und dankten spottend für den lustigen Kurzwahl, den sie mit ihnen gehabt hätten.

Des andern Tags aber kam der Stille zu Trineli's Vater und bat um ihre Hand. „Er habe gestern an ihrem bescheidenen, gehorsamen Betragen gegen ihre Mutter, eine Frau in ihr erkannt, die für ihn passe, wie

keine.“ Christe war es zufrieden, aber Annebäbi auch, sonst wäre es nicht gegangen, denn er war einziger Sohn und steinreich, und Trineli hatte schon gestern ein Aug auf ihn und dankte ihm tausendmal im Stillen, daß er sich auch mit der Mutter abgeben mochte. So wurde aus den drei Ohrfeigen ein glückliches Paar.

Die Vogelwette.

Uhli, Chrigi und Hansjoggi saßen vergnügt beisammen im Wirthshaus und ließen sich aus ihrem wohlverdienten Wochenlohn ein Glas Guten schmecken. Da trat ein Tyroller mit Teppichen ein, schaute sich um und sagte bald zu den Dreien: er sehe, daß er da gute Gesellschaft finde; wenn es erlaubt sei, so setze er sich zu ihnen. Das schmeichelte sie und sie ruckten zusammen und machten ihm Platz. — Als nun der Tyroller etwas warm geworden war bei ihnen, sagte er: „Was gilts? mer wolle wette z’samme, wer vun uns Bieren drei Vögel am g’schwindsten nenne kann und ein Reim d’rauf mache, der soll d’Wett gewunne han und darf ohne Zech dervun.“ — Da meinte Hansjoggi: das sei ihm zu kraus, er mache nicht mit, besonders der Reime wegen; die beiden andern aber stupften ihn und meinten: im G’sangbuch seien ja auch lauter Reime, er werde doch auch einen machen können und so ward er es endlich zufrieden, denn er dachte, seinen eigenen Schoppen würde er ja auch selber bezahlen müssen. Jetzt würfelten sie um die Reihe, nach welcher sie ihre Sprüchlein zu sagen hätten. Zuerst traf es Chrigi, dann Uhli, dann den Tyroller und zuletzt Hansjoggi. Chrigi sagte auch alsogleich:

Spiri, Specht, Spaz,
Und Stini heißt mi Schaz.

Was allgemeine und laute Heiterkeit verursachte. — Nun kam es an Uhli. Dieser brachte vor Lachen den Mund kaum zusammen, doch endlich faßte er sich und es kam hervor:

Ente, Meisi, Gans,
U Uhli heißt nit Hans.

Abermals schallendes Gelächter; nur der Tyroller räusperte sich ernsthaft und wichtig, denn jetzt war die Reihe an ihm und er meinte ohnehin, alle drei Andern in den Sack zu stecken; plötzlich schnellte er heraus:

Stohr, Rohb, Hohn.

Und gewunne hab’ ich schon.

Aber die Andern schrien laut auf, was das für Vögel seien und Hansjoggi meinte: Er sei auch noch da. „Staar, Rab und Hahn sind meine drei Vögel, sagte der Tyroler, die drei kürzesten bis jetzt. Nun was hast du denn für welche, Hansjoggi?“ — Aber Hansjoggi dröhlte seine Vögel erst noch eine Weile im Mund herum, wurde krebsroth dazu und stotterte endlich heraus:

Dule, Chräye, Chue.

Da erscholl ein kolossales Gelächter von der ganzen Wettgesellschaft und der Tyroler machte den Reim darauf:

„Und en schlimmer Vogel bist Du!“

Alle drei fragten Hansjoggi, ob er denn jemals eine Kuh habe singen sehen? und trieben noch lange ihren Spas mit ihm, bis endlich nach einiger Erörterung der Tyroler zum Sieger erklärt wurde, weil seine drei Vögel nur drei Sylben zählten. Dieser gab aber zum Abschied noch eine Flasche zum Besten und alle Bier giengen vergnügt auseinander.

Müßige Frage.

„Hans Joggi, weist warum d'Chüe d'Schwänz ufhei, wenn sie stalle?“ fragte Seppli seinen Mitknecht, — der wußte es nicht, da sagte er es ihm: „Wil n'es nie-mer anders thut, drum thüe si's selber.“

Gute Antwort.

Eine Frau fragte ihren Mann, was denn eigentlich eine Oppositionspartei sei? „Sie mal, liebe Frau — antwortete der Ehe-mann — das ist im Staate gerade was Du in der Haushaltung bist.“

Das Heirathcompliment.

An einem Hochzeitsfeste eines bisher sehr lockern Zeisigs sagte eine ältere Dame zu dem Bräutigam: sie hoffe er werde sich nun bessern. „Gewiß, meine verehrteste Frau, das war mein letzter dummer Streich.“

Die verbotenen Wege.

„Was sind verbotene Wege?“ fragte ein Schulmeister seine Buben einst beim Examen, nachdem er ihnen längst schon in der Schule jeden Abweg vom engen Pfade der Tugend auf das deutlichste eingebläut und verwarnt hatte. „Was sind verbotene Wege? erinnert sich denn keiner mehr?“ Alles schwieg. Endlich schrie einer: „Wo d'Straubese stande.“

Das Taufkind.

Eine reiche, kinderlose Frau wurde von einem ihr ganz unbekanntem Manne zur Gotte gebeten, um ein hübsches Taufgeschenk zu erwischen, denn er hatte nichts zu taufen und

war nicht einmal verheirathet. Das Ge-schenk erhielt er und verstoff es in Schnaps. Als nun einst die reiche Frau spazieren fuhr, — etwa 6 Wochen hernach — so kam ihr das arme Taufkind in Gedanken über das Herz und der Kutscher mußte nach des vermeintlichen Vaters Wohnung fahren. Diesem wurde es grün und blau vor den Augen, als er sie ankommen sah, doch besann er sich bald und rannte sogleich in das Zimmer neben an zu seinem Nachbar, holte dessen 4jährigen Buben, steckte ihm ein Stück Brod in den Mund, zog ihn hastig aus und legte ihn in das Bett seiner Magd, mit dem strengen Befehle nicht zu muren, wenn Jemand käme. — Da kam dann die reiche, gütige Frau Gotte in des armen Mannes Stube mit ihrem Begleite und fragte nach dem Göt-tibub. Als man ihr den dicken Buben zeigte, rief sie gläubig, aber doch verwundert aus: „Mein Gott! welcher Segen bei solcher Ar-muth! ein solcher Strubel schon, und erst 6 Wochen alt!“ — Da stand der Bube plötzlich bolzgrad auf in seinem Bett und sagte: „Wir sind nicht arm, mein Vater ist Umbieter und ich bin 4 Jahre alt.“

Ein Verweis.

Wegen eines schlecht ausgerichteten Auf-trages erhielt ein Knecht folgenden Verweis von seinem Meister: „Du donners Löhl! wenn I i Zukunft en Esel bruche will, su gangen I lieber selber.“

Balbirer-Examen.

„Wenn ein Mann bei einer Pulverer-plosion in die Luft flöge, was würden Sie thun?“ fragte der Herr Professor im Gra-

men einen jungen Aspiranten für die niedere Schererpraxis. „Ich würde warten, bis er wieder herunterkäme,“ gab dieser zur Antwort.

Schwitzmittel.

Es wurde in einer Pinte allerlei geschwätzt und tischkuriert, bis man endlich auf Hausmittel kam und unter andern auf schweißtreibende; da sagte ein Bauer: „I cha nie besser schwitze, als wenn m'r zwee Zeise z'säme cho sy.“

Krämerjoggeli's Frieder, oder die doppelte Erbschaft.

(Wie einer Abbildung.)

Krämerjoggeli's Frieder an der Strafenegg war kein ungeschicktes Bürschchen, auch hatte er kein böses Ueberchen an sich, allein er war grausam leichtsinnig. Sein Vater war schwach an ihm, weil er so auf und nieder seiner Mutter sel. glich. Darum hatte denn auch Frieder sein schönes Erbgut bald nach des Vaters Tode verfloßt und war noch hauptsächlich Kaspar, der Ladendiener, Schuld daran. Nicht daß er ihm Hudlen geholfen hätte — by Lyb nit! — Aber er stiftete ihn dazu mit Spitzreden auf und gab ihm Geld dazu, gegen Verschreibungen, so viel er wollte, denn Er wollte Strafeneggerkrämer werden und war ein gar ausgemachter Piffikus.

So trieb es denn Frieder sorglos drauflos, mit Reiten und Fahren, mit Spielen und Trinken und Tanzen, auf Märkten, Ausfegleten, Aufsetten, Freischießeten, wo immer es lustig zugienge, und spielte mit seiner verschwenderischen Freigebigkeit noch überall den Fürnehmsten. Landwein trank er keinen

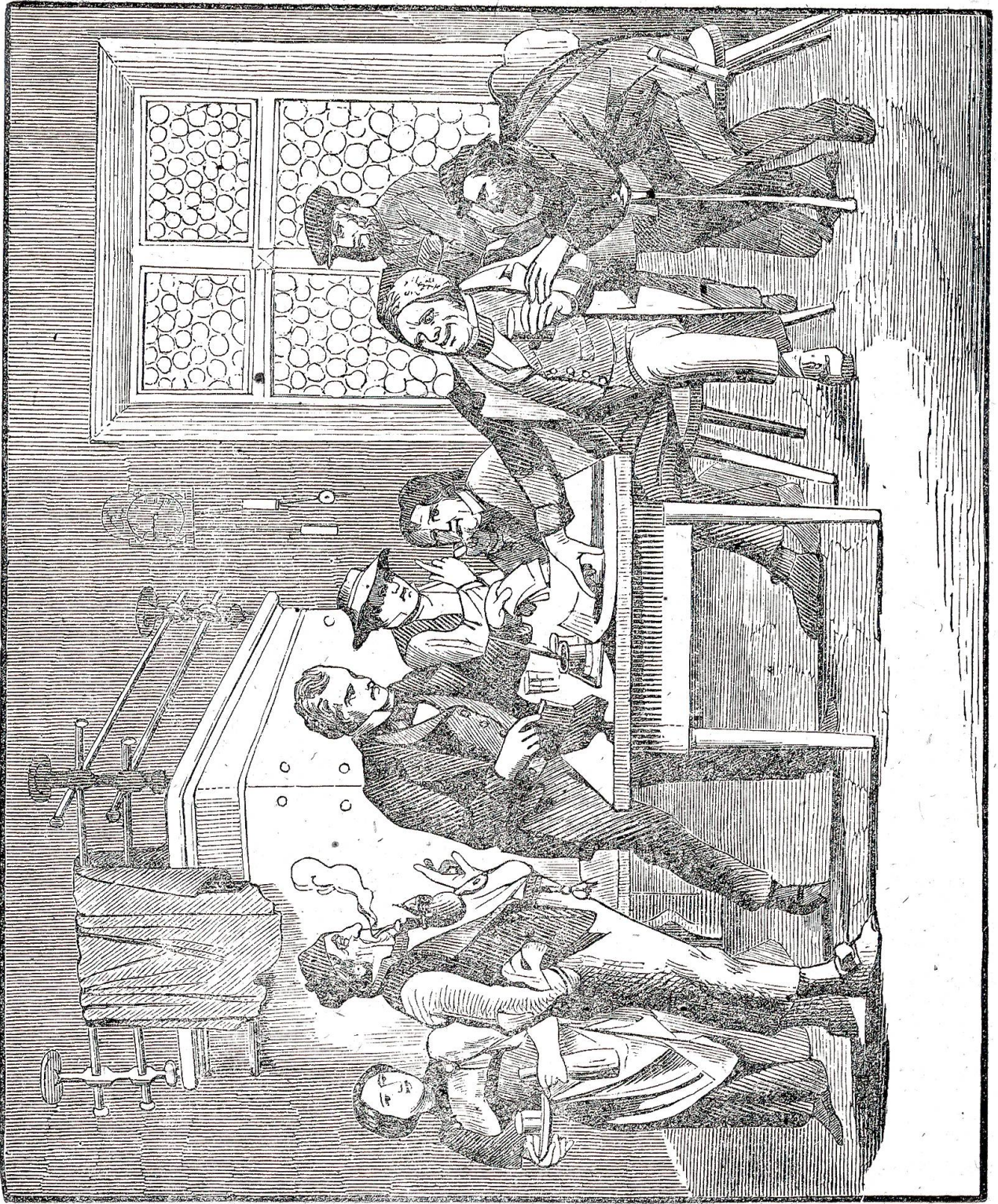
mehr, aber den Champagnerflaschen die Zäpfen springen zu lassen — das war ihm zu gemein; er schlug ihnen die Hälse mit dem Transchiermesser ab und trank den köstlichen Wein zuletzt aus Meieln.

Endlich nach einer, wiederum in Saus und Braus wüßt verlebten, Woche fand Frieder an der Strafenegg daheim sein Zimmer verschlossen und ward von Kaspar und dessen Frau, die früher Magd im Hause war, mit den freundlichen Worten bewillkommt: „er habe da nichts mehr zu suchen, er könne nun grad z'vollmig auf der Gasse bleiben, denn zum Verschreiben habe er nun Nichts mehr, und so hätten sie ihm auch nichts mehr zu borgen. Sie seien nun „Strafeneggers Krämers.“

Da stand nun Frieder mit der Nase vor der zugeschmetterten Thüre seiner eigenen Heimath! Fast seiner selbst unbewußt wankte er auf die Straße und schlich in trüben, immer finsterner werdenden Gedanken davon, ohne zu wissen wohin. Endlich erbarmte sich der Himmel seiner und gab ihm einen, längst vergessenen, Ort wieder in Erinnerung, nämlich den Dornacker im Brandholz und das alte Köhlerhüttchen darin. Dieß werthlose Heimetli, hatte er seinem Vater auf dem Todbett in die Hand versprechen müssen, nie, und unter keinen Umständen jemals aus Händen zu geben; und zum Glück war es werthlos, denn sonst wäre es wohl auch nicht sicher gewesen weder vor Kaspar, noch vor Frieder.

Dort brachte der reiche Erbe, Frieder von der Strafenegg, nun bei alten, armen Köhlerleuten die Nacht zu. Es war eine schwarze Nacht draußen und noch schwärzer drinnen in Frieders Herz; er kam nahe daran sich zu hinterzinnen, oder das Leben zu nehmen.

Arämerrjoggell's Frieder, oder die doppelte Erbschaft.



Des andern Morgens trat der alte Köhler freundlich zu ihm vor sein Strohlager, mit den Worten: „Herr Frieder! da bringe ich Euch den Schlüssel zum Gaden, Euer Vater selig gab mir ihn, so in Papier verpetschiert, wenige Wochen bevor er sich legte, mit dem Befehl, ihn Euch einst abzugeben, wenn Ihr in der Noth hieher kämet, Ihr würdet da einen Tröster finden.“

Tröster finden! dachte Frieder, „den könnte ich brauchen.“ Schnell stand er auf, als sich des Köhlers entfernt hatten und stürzte die Treppe hinan, in den Gaden. Aber welcher Schrecken traf ihn da! welcher Anblick! — Nichts als kahle Wände, von einem einzigen schmalen Fensterchen erhellt und mitten von der Diele herab ein langer Strick, daran ein offener Zettel war, mit den Worten:

Hast du meinen Fleiß verpraßt,

So nimm nun das was für dich paßt.

„Ist das der Tröster?“ schrie Frieder, wie vom Donner gerührt. „oh Vater! Vater! von Dir noch im Grabe gehöhnt! das ist zu viel, zu viel!“ Darauf schlang er in der Verzweiflung den Strick um seinen Hals und wollte sich daran erhängen. Da ließ aber der Strick plötzlich gehen und Frieder saß auf einmal auf dem Boden. Zugleich gewahrte er ein Loch in der Diele, von wo ein Deckel noch schwankend herabhieng, daran die Worte standen:

Noch einmal sey' ich dich auf's Pferd,

Halt nun dieß Letzte besser werth.

Zugleich stand auf dem Papier die Anzeige eines geheimen Faches, worin er seine zweite Erbschaft finden werde, an Werth der ersten gleich.

Das war nun freilich eine andere Sprache. Nach kurzem, hastigem Suchen fand Frieder denn auch wirklich in blanken, baarem Golde

und Bankscheinen die versprochene Summe und wußte kaum, wie ihm geschah. „Ich verstehe Vater! ich verstehe dich!“ rief er endlich, tief Athem holend, aus, dankte dann Gott auf den Knien für seine Errettung und gelobte feierlichst: sich der neuen, so unverdienten Gnade niemals mehr unwürdig zu erzeigen.

Jetzt wollte er zu einem Kameraden gehen um ihm seine Erlebnisse zu erzählen und das Weitere zu berathen. Allein das Gerücht von seinem Bettelstabe war ihm schon vorausgeeilt und da war niemand mehr für ihn daheim zu finden, wie er auch von Haus zu Haus, von Einem zu dem Andern gieng, bis ihm endlich klar ward, was Sauf- und Spiel-Kameraden für Freunde in der Noth seien. Zuletzt fand er bei dem Herrn Pfarrer eine milde Aufnahme, wenn auch von sehr ernstern Ermahnungen für seinen künftigen Lebenswandel begleitet. Dort bekam er einstweilen eine Unterkunft und konnte seine Baarschaft in Gewahrsam bringen.

Als Frieder Abends darauf, aus besondern Absichten wieder einmal, nach Jahren, beim ehrbaren Lammwirth in der Gaststube erschien, wo auch Kasper seit geraumer Zeit Einzug hatte, wurde er von diesem mit allerhand unziemlichen, wenn auch wohlverdienten, Spitzreden begrüßt. Das gieng so eine Weile an und Frieder schwieg dazu; endlich meinte ein anderer Gast laut zu Kasper: wie es ihn dünke, wäre es am Wenigsten an ihm so über Frieder zu thun, es sei doch wohl bekannt, welch wohlfeilen Kaufs er zu Frieders feistem Erbgut gekommen sei, u. s. w. — Das fieng Feuer; es gab laute Worte und Widerreden hin und her, die der Lammwirth, der unterdessen den Frieder mit Kennerblick gemustert und „dem Herrn Frieder“ einen Schoppen

Alten aufgestellt hatte, tapfer scheuerte, bis Kasper sich vergaß und herausbrüllte: „Jawolle wohlfeil! Ich wohlfeil zu Straßenegegers Erbtheil gekommen! — Bei (Diesem und Jenem) gäbe ich dem Strolch dort den ganzen Bettel um's halbe Geld wieder zurück, wenn er mich nur bis Morgen Abends bezahlen könnte.“ — „Gebt Ihr das schriftlich?“ fragte höhnisch der Gast. „Uff Stempelpapier wenn Ihr wollt!“ schnellte Kaspar zurück und alles lachte ihn laut aus, denn er habe gut prahlen, meinten sie. Der Wirth aber, der unterdessen des Frieder's Mienen nie aus den Augen gelassen hatte, kam bald nachher ganz gemächlich mit seinem Schreibzeuge und einem Stempelbogen an den Tisch zu Kasper und sagte ganz bitter-ernst: „Da Herr Kasper! mit solchen Worten treibt man keinen Spas in meinem Haus, unterschreibt, wenn Ihr's Curraschi habt.“ Kaspar, nicht faul, schrieb seine mündliche Erklärung, ohne alle Widerrede, in wohl gestellten Sätzen, rechtsgültig nieder, unterzeichnete und datirte sie und schob dann den Bogen mit teuflischem Gelächter dem Frieder über den Tisch hin vor seinen Schoppen, und trank trotzig einen langen Zug aus seinem eigenen Glase.

Frieder aber stand auf, bat den Lamnwirth, das Instrument, nebst andern Gästen als Zeugen, mit zu unterzeichnen, was sogleich geschah, und wandte sich nun, mit gelassener Miene an Kasper mit folgenden Worten: „Hier Kasper! hast du 10,000 Franken in Zürcher-Bankscheinen auf Rechnung, morgen bekommst du das Ubrige, jezt quittiere mich einstweilen.“ Kasper wurde es grün und blau vor den Augen, er unterschrieb die Quittung wie ein armer Sünder sein Urtheil. „So, jezt bin Ich wieder Krämer an der

Straßenegg, morgen wollen wir einmal rechnen,“ sagte Frieder. Kasper aber räumte das Zimmer und fand sich den andern Morgen schon früh in gerichtlicher Untersuchung. Da er aber deren Ausgang nicht wenig zu fürchten hatte, und Frieder auf die Kunde von seinem neu aufgegangenen Glücksterne schon wieder das ganze Dorf für sich hatte, so war Kaspar froh, dessen noch großmüthigst angebotenen Vergleich anzunehmen und machte sich, sammt seinem Bäbi, so schnell er konnte, aus dem Lande.

Frieder aber gab den alten Köhlerleuten ein Leibgeding, ließ den verhängnißvollen Strick aus dem Baden, mit beiden Zetteln inwendig an seinen Betthimmel aufhängen, zur steten Erinnerung an sein Versprechen, und hielt dasselbe auch zu seiner Ehre und zur Freude aller seiner neuen Freunde bis an sein selig Ende.

Der schreckliche Trinker.

Zwei saßen bei einer Bowle Punsch und plauderten sich munter über allerlei Kurzweil; da sagte der Eine, er habe einen Knecht, der im Stande wäre, diese Bowle auf einen Zug zu leeren, ob er wetten wolle; der Andere gieng sogleich die Wette ein. Der Knecht wurde gerufen, es war ein Russe, und als ihm seine Aufgabe eröffnet wurde, bat er sich aus, vorher die Bowle auf eine Minute hinausnehmen zu dürfen; dann kam er wieder und trank den Punsch richtig auf einen Zug rein aus, bis auf die Nagelprobe. — Als er nun von den Herren gefragt wurde, warum er denn die Bowle vorher hinaus genommen hätte? antwortete er: er hab' das Stücklein vorher mit Branntwein probieren müssen.

Naive Theilnahme.

„Uff Ehre! mir ist heute ganz hundsfüttisch,“ sagte ein Oberst zu seinem Bedienten. „Mich wundert's nicht, Herr Oberst, Sie sehen aber auch ganz hundsfüttisch aus, Herr Oberst.“

Merkt's Euch Alte.

Vor Chorgericht stand ein Ehepaar, um sich, wegen Ehebruch, von Seite der 22jährigen Frau, scheiden zu lassen. Nach Uebung fragte der Präsident zuerst den Mann nach seinem Alter, dieser antwortete: „52 Jahre.“ Da sprang aber schnell die Frau auf, mit den Worten: „Ja, wenn's nur wahr wäre, aber er ist 57.“

Freiheit und Gleichheit.

Ein Buckliger schrie auf der Straße „Freiheit! Gleichheit!“ Da strich ihm einer über den Rücken und sagte zu ihm: „Freiheit, ja! da bin ich auch dabei; aber Gleichheit? neh Mäniken! da mach ich nicht mit.“

Der faule Knecht.

Hansjoggi war bärenstark, aber faul wie ein Dachs; wenn er nur ein Hulli in das Heu bohren konnte und sich darin z'marvelschlagen, das war ihm das Liebste und hätte ihn das Rauchen nicht herausgelockt, er würde sich jeden Sonntag verkrochen haben.

„I ha's böös“ — sagte er einst zu einem andern Knechte. — „I muß Tag und Nacht werche wie ne Hung am ene Chüercharrli, z'vieu isch oh z'vieu.“

„Un i de?“ — sagte der andere. — „I muß 25 Stung schaffe per Tag.“

Da meinte zwar Hansjoggi, der Tag

habe nur 24 Stunden, allein der andere schnauzte ihm entgegen:

„U de, we-men e ganzi Stung vor Tag scho uf muß — du Löhl?“

„Jä so! — sagte darauf Hansjoggi — de sötti i frill noh nit chlage.“

Rechtsumlehrt.

Ein Rekrut hatte seine Patrontasche nicht in Ordnung und wurde vom Unteroffizier, der es bemerkte, folgendermaßen zurechtgewiesen: „Donnerwetter dreimal auf's Mal! rechtsumferrt! und guck dich in's drei T..... Namen von hinten an!“

Warum die Diplomaten meist schlefe Beine haben.

Dies fragte einmal ein junger, bildschön gewachsener Bauernsohn, der oft in die Stadt kömmt und schon manche richtige Bemerkung gemacht hatte. Da gab ihm Jemand zur Antwort: „Die Diplomaten haben drum nichts als Fragen zu thun: da haben sie die indische Frage; die serbische Frage; die preussische; die piemontesische; die französische Frage. So werden sie zuletzt selber zu Fragzeichen.“

Aus der Kinderlehre.

„Was meinst Hans, was hast du mit deinen Sünden verdient?“ fragte ein Herr Pfarrer einen Schüler. „I gäb sie emel wohlfeil, Herr Pfarrer,“ sagte dieser.

Der kluge Junge.

Ein Knabe, der durch seine lustigen Einfälle bekannt und beliebt war, wurde einst von seinem Pather zum Tisch eingeladen, wo noch mehrere Gäste anwesend waren und

sich an des Jungen Neben ergötzten. Nur Einer war dem Kinde abhold und machte daher die hämische Bemerkung: daß solche geistige Frühgeburten in reiferen Jahren gewöhnlich dumm würden. Da sagte der Knabe, wie in aller Unschuld: „Der Herr ist gewiß in meinem Alter recht gescheit gewesen.“

Falten und Einfalt.

Ein junger Naseweis, deren es bekanntlich viele giebt, fand sich bemüßigt einer ältern Frau, die er in Gesellschaft sah, und längere Zeit angealotzt hatte, auf einmal zu sagen: „Fünf Falten haben Sie im Gesichte, ja fünf, ich bin soeben mit Zählen fertig geworden.“ Da entgegnete die Dame rasch: „Ei! und Sie, noch ein fältiger Junge, können schon 5 zählen!“

Ein Kuß.

An einem Badeort, in einem großen Kreis von vornehmen Herren und Damen, trat ein alter, armer Mann und bat um eine Gabe; ein junger Sprüßling spottete auf ihn und sagte lachend: ich wette 10 Napoleon, daß keine der anwesenden Damen diesen Alten küßt. Da stand eine der Schönsten auf, legte 10 Napoleon auf einen Tisch, gieng auf den Alten freundlich zu und gab ihm einen rechten, festen Kuß, daß es fri schmayte. Darauf mußte der junge Spötter seine verlorne Wette bezahlen und die Dame schenkte sogleich alle 20 Napoleons dem armen Greis, der selig von dannen gieng.

Kürzer, kürzer.

Ein Barbier mußte einem hohen und superklugen Herrn den Strubel scheeren; da schwatzte ihm der Haarkünstler zu seiner

Schererei allerhand breites Zeug von Tagesneuigkeiten vor, das den Herrn langweilte, bis dieser endlich ausrief: „Kürzer, kürzer!“ das wiederholte der Herr drei bis viermal; endlich sprang er auf, mit einem tüchtigen Fluche, und stampfte mit dem Fuße, „sind sie denn taubstumm? — kürrrrzer — sage ich ja immer.“ Da antwortete der Barbier: „Ja, mein Herr! kürzer kann ich Sie nicht mehr scheeren, ich war überall dem Boden eben.“ Als der hohe Herr sich im Spiegel schaute, sah er mit Ingrimm, daß er in der That nutz abgeschoren war, als käme er aus der Schaffschur.

Arger Durst.

Einem Gaste, der bereits 16 Schoppen Wein versorgt hatte, wollte die freundliche Wirthin als Arznei eine Tasse Kaffe bringen. Jener aber rief unwillig: „Dänne mit dem G'schlüder! Meinet Ihr, i well m'r jetzt mi Riusch la verdonnere?“

Das Bett-Theilen.

Zwei Fremde sollten ein Bett zusammen theilen. Einer war schon drinn und schlief; der andere aber, der später kam, wollte alleine schlafen und traf daher seine Vorkehrung um den andern auf eine glimpfliche Art herauszutreiben. Er stellte einen Stuhl mitten in's Zimmer, kleidete die Lehne mit seinem Rocke, setzte dann seinen Hut auf den Kragen, gerade als ob einer auf dem Stuhle säße, und schlug in weit aufgestreiften Hemdärmeln mit einem Stocke den Hut mehrmals ab dem Rocke in's Zimmer heraus. Als der Schlafende endlich davon erwachte und erstaunt dem Spiele zusehend, fragte, was das bedeute? sagte der andere gelassen

fortfahrend: „He morgen ist ja die Hinrichtung und da muß ich mich noch üben. — Ist zehn Minuten schlief der vermeintliche Scharfrichter ganz behaglich alleine.

Der Schnellrechner.

Dem alten Rothschild sagte ein Bettler, dem er einen Kreuzer gab: „Ich danke Ihnen tausendmal.“ „Na, was hätt' ich denn? —“ sagte Rothschild — 16 Gulden 40 Kreuzer.“

Die großmüthige Entschädigung

Papst Sixtus V., der im sechszehnten Jahrhundert auf merkwürdige Weise auf den heiligen Stuhl kam, ließ einen jungen Spanier hinrichten, der einen Schweizer von der Garde meuchlings erschlug, weil er ihn im Gedränge, bei der Krönung, zurückgedrängt hatte. Als nun die ganze spanische Gesandtschaft für den jungen Delinquenten, der aus einer der vornehmsten Familien Spaniens war, um Gnade bat, ja sogar der König ein eigenhändiges Schreiben, zu dessen Gunsten, dem Papste überreichen ließ, sagte Sixtus herablassend: „Ich werde zum Troste der hohen Verwandten in eigener Person der Hinrichtung beiwohnen.“ Der Mörder aber wurde ohne Nachsicht gehängt.

Der pfißige Bäcker.

Ein Hund bekam alle Morgen von seinem Herrn einen Kreuzer, mit dem er sich ein Müttschli holte beim nächsten Bäcker. Einst stüpfte den Bäcker der Böse, daß er Lust bekam das kluge, harmlose Thier zu plagen und er reichte ihm ein Müttschli, das fast erst aus dem Ofen kam. Der arme Hund schnapp darnach und ließ den feuerheißen

Bissen auch plötzlich wieder fallen; allein sogleich stand er auch an den Tisch auf, nahm seinen Kreuzer wieder und kaufte sich von Stund an seine Müttschli bei einem andern Bäcker. Der schlechte Spaß bekam dem frühern Bäcker übel, denn er verlor dadurch manchen guten Kunden.

Die Modenärin.

Eine Mutter die ihr einziges Söhnchen jämmerlich verzog und ihn wie einen Seiltänzer-Affen mit allen Modekleidern aufstutzte, fragte einst ihren Mann, als sie wieder das Journal bekam: Männchen, was für eine Tracht wäre wohl für unser Karlsruhen die passendste? „Eine Tracht Prügel“ war die Antwort.

Ein Taschenspielerstreich

Ein Taschenspieler hatte großen Zulauf, denn er machte starke Stücke, die Niemand herausbrachte, wie sie zugingen. Eines Abends ließ er einen Korb voll Eier bringen und lud das Publikum ein, es möchte Jemand eines der Eier auslesen und auf seinen Tisch legen. Das geschah; dann deckte er einen Kratten darauf, dann noch einen größern, endlich setzte er sich auf den letzten und glurte wie eine Henne, daß alles lachte. Dann stieg er wieder herab und sagte: das Ei sei nun ausgebrütet und man solle nun sagen, was daraus hervorgekommen sei. Da verlangte ein Frauenzimmer einen General; und richtig stand ein solcher in voller Uniform auf dem Tische, als er die Kratten abhob. Das machte nun ungeheures Aufsehen; alle applaudirten und schrieten nach Wiederholung des Stückes. — Bereitwilligst begann der Taschenspieler seine Kratten noch einmal über

ein anderes Ei zu decken und dasselbe auszubrüten. Als er aber die Krätten wieder abhob — siehe! da stand, statt eines Generals nur ein Zollgardist auf dem Tische — und als man, nachdem das allgemeine Gelächter verhallt hatte, den Taschenspieler fragte, wie das gekommen sei? sagte er: „Das Ei muß faul gewesen sein.“

Der Tannzapfenduell.

In einer Hauptstadt trat ein Bauer in eines der ersten Kaffehäuser und verlangte einen Schoppen Alten und ein „Säuschnürli;“ das Brod dazu zog er aus der Tasche und fieng an es mit dem Sackmesser anzuschneiden. Man kann sich denken, was das für ein Gelächter absetzte, bei einigen etwas übermüthigen jungen Leuten, welche da Billard spielten. Einer von ihnen fand sein besonderes Behagen an dem „famosen Kaffern,“ wie er den Bauern nannte, gab ihm einen derben Schlag auf die Schulter und sagte zu ihm: „Nun, guter Kaffer! wie steht's denn in Afrika?“ — „Heiß und troche“ erwiderte der Bauer, „es regnet dert nüt weder söttig's,“ und somit schlug er dem Frager eine Ohrfeige, daß ihm Hören und Fragen vergieng und seine Kameraden in Allarm geriethen. Während alles nach Satisfaktion schrie, rief der Bauer mit donnernder Stimme nach seinem „Säuschnürli,“ daß der gespreizte Herr von Oberkellner erschrocken auffuhr und das Verlangte mit unterthänigstem Schnitzbuggel abholte und dem Bauern allerhöchst selbst sogleich damit aufwartete. Von diesem Augenblicke an war der Bauer taub gegen alles, was um ihn vorgieng. Als kein Schnürlein mehr vorhanden war, blickte er zum erstenmal wieder

auf und sah noch einen einzigen von der Gesellschaft vor sich stehen; der fragte ihn auch sogleich barsch: ob er wisse, was Pistolenschießen sei? „I sött's,“ gab der Bauer zur Antwort und erhielt darauf Ausforderung auf Morgen früh um 6 Uhr in einen benachbarten Wald. Es war der Sekundant des Berohrfeigten. „He nu su de,“ sagte der Bauer zu ihm und ließ ihn abziehen ohne Ohrfeige. Des andern Morgens kam er mit seinem Knechte auf einem Wägeli herangefahren, präcis um 6 Uhr, und als die Herausforderer nach seinem Sekundanten fragten, wies er bloß auf seinen Benz hin. Da schrien alle wie aus einer Kehle: das sei ein neuer Schimpf, den sie alle und jeder einzelne auf sich nehmen u. dgl. und der von der Ohrfeige brüllte ihm zu: „Nun ist das Maß voll, einer von uns muß auf dem Platz bleiben!“ Da sagte der Bauer ganz kaltblütig: „He nu su mira, so blib wer well, i aber ha nit derwoyl da länger der Narre z'trybe; damit Dir aber g'scht, mit wem Dir d'Ehr g'ha heit, gester u hüt, so wirf mer e Tannzapfen i d'Höchi, Benz.“ Das geschah; der Bauer schoss ihn in der Luft mitten entzwei und fuhr darauf schweigend ab. Die Herausforderer schauten ihm verblüfft nach, gratulirten sich über den glimpflichen Ausgang ihrer unbesonnenen Provokation und vernahmen bald nachher, daß der Bauer Unteroffizier in Holland gewesen sei. — So kann man ankommen, wenn man nicht schaut, mit wem man sich anläßt.

Ein ausgstudierter Pfarrer.

Es kam ein Bauer zum Oberkirchenrathe und klagte um Absetzung ihres Pfarrers. Auf die Frage nach seinen Gründen antwor-

tete er: er wolle einen „ausg'studirten.“ Das begriff der Herr Rath nicht, fragte weiter, und erhielt endlich folgenden Aufschluß: „Use Pfarrer ist noh neue, fällt isch wahr, aber wenn i zu nim wott, su heißt's geng: er chönn mi nit ag'höre, er syg am Studiere, drum möcht' i einisch en Ausg'studierte, denn i ha'n es Hochzyt azgäh u cha nid warte, bis er fertig isch, es bressiert.“

Sophie, oder der nächtliche Mordverdacht.

(Eine wahre Geschichte.)

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Der Herr Gemeindammann von Unterwyleren und seine Frau waren, mit Sohn und beiden Töchtern, zu Schmiedlidofters im Chrupweg an die Taufe gegangen und hatten unterdessen das Haus ihrer Jungfer zum Hüten überlassen, mit dem Befehl, sie solle aufbleiben bis sie kämen, damit sie Licht und noch etwas Eingestelltes fänden.

Sophie, die Jungfer, war zwar noch eine junge Gans, aber treu wie Gold und robust wie eine Haselstaude. Auch gehörte eigentlich noch Kari, der Knecht, zum Hofe, aber wollte man den zum Haus brauchen, so hatte er im Stall zu thun, und wollte man ihn im Stalle haben, so machte er sich mit einer Hauslüge davon; auf den konnte man sich nicht verlassen für ein Extra. Sonst war er brav, that seine Pflicht in Ehren und Hof und Feld waren versorgt mit ihm; nur das Kommandiren konnte er nicht leiden.

Wie das hergieng an des Schmiedlidofters Taufe, mag ein Anderer erzählen; ich war auch dabei und blieb noch einer von den Lehren, in der Meinung, Sie werde doch endlich nachgeben mit Luftischen und Einschenken.

Aber kunträri! man will gesehen haben, daß die Tische erst wieder voll gestanden seien, Schlüssel an Schlüssel und Platten an Platten, a s längst kein Gast mehr dahinter saß; und daß sie alle Gläser wieder z'Neuem gefüllt habe bis an den Rand. — Aber ob der Nacht, die auf selbe Taufe folgte, habe ich alles andere rein vergessen und werde meiner Lebtag dran denken. — Ich kam nicht ganz zum Anfange, vernahm aber bald von Ammanns Fritz: wie sie ganz gemacht, mit Apotheker-Stüdi's und Simme-Bäni's, und Amtsrichters und noch andern, ihres Wegs gegen die Laubheitere, auf ihr Haus zu gegangen seien; wie das Licht in der Stube gebrannt habe, wie sie noch die Taufe verhandelt und den Wein gelobt und den Buben so wüßt gefunden hätten — und äzättera so wyters. Von da an war ich nun selber dabei und erzähle nach der Wahrheit als Augenzeuge. — In der Stube drinnen rührte sich kein Mensch. Von der Straße her kann man nicht hineinsehen; es ist ein steinerner Herrenstock und die Fenster, wegen dem Straßenrain zu hoch; vom Garten her auch nicht, weil die Felläden des Nachts zu sind. Natürlich hieß der Ammann Eins vorangehen und an der Thüre klopfen, denn er dachte noch an Nichts. Aber da gab Niemand Antwort, da wurde keine Thüre geöffnet, da bewegte sich kein Licht im Zimmer, alles war wie ausgestorben. Am Haus war kein Klopfer, damit nicht die Nachtbuben einen Anlaß zum Musziren fänden; man mußte daher mit dem Stock oder der Faust klopfen; das geschah denn mehrmals und abermals, aber immer vergebens; das Licht im Zimmer wankte nicht, es bewegte sich kein Schatten hinter den Fenstern, alles blieb todtenstille. Das steng dann doch an aufzufallen. Was

Sophie, oder der nächtliche Mordverdacht.



mag doch der Sophie begegnet sein? hörte man fragen, wo steckt denn die schinters Sophie? u. s. w., und Melanie, des Ammanns jüngste Tochter, kletterte schon heimlich in das Schawl der Schwester hinein: die Jungfer Sophie werde sich unterdessen mit Kari vertörlen. — Erst fieng Cecile, die ältere, und dann die Ammännin selbst an zu rufen: „Sophie! Soffi! Sophie! Soffi!“ aber weder Sophie, noch Soffi gab Antwort, weder auf welsch, noch auf deutsch wurden sie gehört. Es rührte sich keine Maus. „Wenn nur die Umhängli nit gezogen wären, so wollte ich hinaufklettern“ (meinte Fritz), worauf ihn die Mutter ankeiffte: „U de du Löhl? — da ist öppis passirt — Soffi! Soffi, du Täsche! gieb B'scheid, oder lueg de morn! (zu Fritz gewandt) du hesch di Nase geng z'vorderst, wart nume, es springt d'r g'wüß no einist e Spryße dra, daß de gnuß hest für lang — da muß me z'erst en Angere zuche la.“ Nun schrien alle drei Weiberstimmen mit einander: Soffi! und Fritz amüßirte sich den Taft dazu mit den Stiefelabsätzen an die Hausthüre zu päuken. Da brüllte auf einmal des Gemeinammanns Basstimme dazwischen: „Still d's Donner! dir lärmest m'r ja d's ganz Dorf z'sämme; u du, chäzers Eballi du! wotst abe da! meinst i well diner Huftritte nob gar a der Huusthüre g'seh?“ — Da ward es wieder still; innen im Hause aber hörte man, wie gewaltsam unterdrückt, den jungen Spizi winseln. Darauf meinte der Herr Amtsrichter: da müsse doch etwas Ungerades vorgefallen sein, wie die Frau Gemeindammänni bereits ganz richtig bemerkt habe, es sei etwas passirt. „Ja, ja, ohne Zweifel, und sie sind noch drinn, man hört es an der Stimme des Hundes, ich kenne das,“ sagte der Thierarzt und nun erschollen sogleich ein

Duzend Stimmen auf einmal durch einander: „Da isch ibroche worde u d'Soffi ermordet u d's Hüngli lebt o nume no halb u sie dörfe nit use, wo wege'n üs. Landieger! Landieger! es muß Eine ine, u mir steu Wacht!“

Auf einmal aber stob alles auseinander, als ein Kerli ganz langsam um die Ecke hervor gegen die Hausthüre kam. Wer war es, als rasch einer der Landjäger auf ihn lossprang und ihn packte? — Kari, der Knecht war es. — „Wo hesch d'Soffi?“ — was ist g'schah? wo chunst du her?“ — donnerte ihn der Meister an; aber Kari war so verblüfft, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und so fieng die Sache denn wirklich an bedenklich zu werden und begreiflicher Weise fiel der erste Verdacht zunächst auf den maulfaulen, mürrischen Kari. Der Herr Amtsrichter befahl sogleich dem Landjäger, ihn einstweilen in Gewahrsam zu bringen und ordnete an, daß mit Hülfe von rüstigen jungen Burschen, die unterdessen wie aus dem Boden hervorgewachsen waren, und sich mit den Patten des Gartenhages der Frau Ammännin bewaffnet hatten, planmäßig das Haus umstellt wurde. — Die Ammännin jammerte zwar um ihre Scheitel, ihre Biöndli und ihre Nägeli, aber es mußte geschehen und geschah pünktlich. Jungfer Melanie seufzte laut: „Mongdiß Massöhr! wie wird diese tragische Geschichte noch enden? unser Haus von Mörderhänden besleckt! Ggell Orröhr!“ — Und Massöhr Sessile klagte unverblümt über die Nothheit dieses Dorflebens; da hätten sie denn doch in Wewäh, in der Pänrion, keine solche terribel Müi passirt, wie diese u. dgl. Nur Fritz rieb sich heimlich, vor Freuden, die Hände und fand, im Allgemeinen, wie ins Besondere, die ganze Geschichte „mordz-

fideneel." — Nun wurde noch ein letzter und allgemeiner Ruf von allen Stimmen gemeinschaftlich angeordnet, denn bereits war das ganze Dorf beisammen, wenigstens alles, was an der Taufe war, und Herr Gemeindevorstand hatte nichts mehr dagegen. Und dieser dreifache Ruf „Soffi“ wurde noch von einer ansehnlichen Portion Grien an die Fenster begleitet, wobei sich allerlei verdächtige Kläpfe und Knälle vernehmen ließen; mit denen man eine ganze Garnison hätte aufwecken können. Aber alles half nichts; es rührte sich nichts im Zimmer und das Licht brannte düster fort wie zuvor.

Jetzt war das Maß voll. Herr Gemeindevorstand erlaubte eine Leiter an das Fenster des erleuchteten Zimmers anzulegen und das Einbrechen einer Scheibe, wozu bereits durch den Grienwurf gut vorgearbeitet war. Endlich stieg, auf Geheiß des Amtsrichters, ein handfester, buschbärtiger Landjäger die Leiter hinan, zerstiess mit dem Säbelgriff eine Scheibe, daß das Geklirr weit hin schallte durch die stille Nacht; denn begreiflich hielt sich während dieser Operation das ganze Publikum so ruhig, daß man hätte können ein Hündchen wädeln hören; das Fenster gieng auf — der Landjäger verschwand im Zimmer — und draußen herrschte eine lange, bange Minute peinlichen Herzklopfens. — Auf einmal hörte man vom Zimmer her des Landjägers Stimme in furchtbarer Aufregung brüllen: „Aber Soffi!“ und gleich darauf vernahm man den durchdringenden Schrei einer Weiberstimme; dann sah man Schatten sich bewegen, das Zimmer wurde finster und endlich — endlich gieng die Thüre des Hauses auf. Wer erschien da vor dem erstaunten Publikum? — der Landjäger und Jungfer Soffi, ganz robust wie

zuvor, aber mit dem heruntergebrannten Lichte in der Hand und verschämt die Augen reibend. Das arme Ding hatte sich aus Langweile in das Wohnzimmer auf das Canape gelegt und verschlafen, denn es gieng schon auf 2 Uhr des Morgens; und hätte sie der Landjäger nicht aus Leibeskräften gerüttelt und angebrüllt, so schlief sie vielleicht noch.

Ch r o n i k

oder kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse, betreffend den italienischen Krieg, vom kaiserlichen Neujahrsgruß bis zum Frieden von Villafranca und der Eröffnung der Zürcherkonferenz.

(Mit einer Abbildung.)

1. Jenner. Der franz. Kaiser Napoleon III sagt dem österreichischen Gesandten beim üblichen Neujahrsbesuch die Worte: „Ich bedaure, daß meine Beziehungen zu Ihrer Regierung weniger gut sind, als früher. Ich bitte Sie dem Kaiser zu sagen, daß meine persönlichen Gefühle für ihn sich nicht verändert haben.“

7. Allgemeine Besorgnisse in Europa. Die „italienische Frage“ taucht auf. Bewegungen, Rüstungen, Truppenverstärkungen in Italien. Ruf: Vivat V. E. R. D. J. (Viktor, Emanuel, König von Italien). Beruhigende Note im Moniteur: „Daß nichts in den diplomatischen Beziehungen die Befürchtungen rechtfertigt, welche die allarmirenden Gerüchte hervorzurufen suchen.“

10. Der König von Sardinien eröffnet die Kammern und sagt in der Thronrede: „Sardinien, ein kleiner Staat, sei groß im Rathe Europas durch seine Prinzipien, und nicht unempfindlich gegen die Schmerzen Italiens.“

12. Mazzini prophezeit den Italienern: „Ihr werdet den Teufel (Napoleon) haben und die Oesterreicher behalten. Sie werden sich nach der ersten Schlacht verständigen und Ihr werdet die Beche bezahlen.“

13. Prinz Napoleon reist nach Turin zur Brautwerbung um die Prinzessin Clotilde, die 16jährige Tochter des Königs von Sardinien.

17. Verlobung mit der Prinzessin, welche weint und als Opfer der Politik bedauert wird. Ihr Bildniß gleiche der unglücklichen Maria Antoinette. — Der Prinz Regent von Preußen eröffnet die Reichsstände, bittet sie zu helfen die Fahne Preußens hoch zu tragen.

30. — Hochzeit des Prinzen Napoleon und der Prinzessin Clotilde. Fest und Demonstrationen in Turin, Genua, wo die Rufe erschallen: Vivat Frankreich, vivat Italien, nieder mit Oesterreich. Der Prinz sagt dem Gemeinderath: daß wie die beiden Dynastien vereinigt seien, auch die beiden Nationen im Glück und Unglück vereinigt sein werden. — Abreise nach Paris. — Bündniß zwischen Frankreich und Sardinien, angeblich nur zum Schutz des letztern.

2. Februar. Eröffnung des englischen Parlaments. Die Thronrede spricht von Vertrauen in die öffentlichen Staatsverträge.

4. In Paris erscheint die Broschüre: „Napoleon III. und Italien.“

5. Anleihe Sardinien's von 50 Millionen zu Kriegsrüstungen.

7. Napoleon III. eröffnet die gesetzgebende Session von 1859 unter andern mit den Worten: „in Italien herrsche ein anormaler Zustand und die Ordnung könne nur durch fremde Truppen aufrecht erhalten werden; er hoffe aber dennoch der Frieden werde nicht gestört werden.“

22. Der Papst beantragt die Räumung seiner Staaten durch Frankreich und Oesterreich von ihren Besatzungstruppen.

25. Der englische Gesandte in Paris, Lord Cowley reist über London nach Wien zu Vermittlungsversuchen.

26. Oesterreich beruft die beurlaubten Soldaten ein. — In Frankreich Truppenzusammenzüge bei Lyon, Chambery und in Lothringen; aus Algerien werden Truppen zurückberufen, Rüstungen in allen Arsenalen. Gezogene Kanonen in Menge gegossen.

5. März. Der Moniteur leugnet alle außerordentlichen Kriegsrüstungen Frankreichs ab, dieses wolle nur Sardinien gegen

Angriffe schützen. Der Friede werde erhalten werden. Darüber sind die Italiener erbost. In Turin hört man den Volkswitz: „Maledetti tutti francesi! — Tutti? No, ma buona parte.“ *) — Der Bundesrath notifizirt den Mächten den Beschluß einer kräftigen Handhabung der schweiz. Neutralität und die allfällige Besetzung der neutralen Gebietsheile Savoyens, soweit dieß zu erstem Zweck erforderlich.

8. Prinz Napoleon nimmt seine Entlassung als Minister Algeriens und der Colonien.

9. Abreise Cowley's von Wien ohne bestimmten Erfolg, aber mit Gegenvorschlägen und Friedenshoffnungen. — Der preussische Minister von Schleinitz erklärt den Kammern, daß Preußen bereit sei, den Verträgen Achtung zu verschaffen, niemals seines deutschen Berufs vergessen werde — aber nach beiden Seiten hin vermittelnd aufzetrete.

15. Graf Buol theilt den Gesandten Oesterreichs im Ausland mit: daß der Kaiser Franz Joseph gegen Lord Cowley die versöhnlichsten Gesinnungen zu Erhaltung des Friedens ausgesprochen habe. — Eine Moniteur-Note sucht das aufgeregte Deutschland zu beruhigen; seiner Unabhängigkeit werde Napoleon III. nicht zu nahe treten, wenn es sich still verhalte.

16. In Paris Cowley wieder angelangt. Ernennung vieler Stabsoffiziere und Corpskommandanten. Eine Flotte läuft von Toulon aus.

17. In Sardinien Einberufung der Contingente. Einreihung einer Menge von Freiwilligen aus andern italienischen Staaten. England, Preußen, Rußland vermitteln und verlangen Entwaffnung von Seite Sardinien's und Oesterreichs. Letzteres begehrt, daß Sardinien damit beginne.

20. Große Revue der Garden in Paris.

21. Auf Antrag Rußlands ein Congress in London oder Paris vorgeschlagen. Kaiser Napoleon ist einverstanden, Oesterreich nur auf der Grundlage der Anerkennung der Staatsverträge.

25. In Piemont wird von Fanatikern vorgeschlagen: daß Jeder, der nicht schon zur Armee gehört, einen Eid schwöre: „täglich wenigstens

*) „Verflucht seien alle Franzosen! — Alle? Nein, aber ein guter Theil (buona parte).“

einen Oesterreicher umzubringen.“ — Der sardinische Premierminister Graf Cavour reist nach Paris. Sardinien verlangt Theilnahme und Stimme am Congreß. — Garibaldi tritt als General in sardinischen Dienst und errichtet eine Legion. — Note Cavours an die Mächte mit bitterm Anklagen gegen Oesterreich.

30. Anerkennende Antwortnoten von England und Oesterreich auf die Neutralitätserklärung der Schweiz. Ebenso von andern Staaten; Frankreich und Sardinien zögern.

1. April. Das englische Ministerium Derby unterliegt (mit 291 gegen 330 St.) in der Reformfrage und kündigt die Vertagung und bald darauf (4. April) die Auflösung des Parlaments auf Ende Aprils an.

3. Revolutionäre Manifestationen zu Florenz.

10. Der Moniteur beruhigt abermals Deutschland; Frankreich beabsichtigt keine Eroberungen, nur Garantien für die Nationalitäten.

18. Erzherzog Albrecht in Berlin. Revue in Potsdam. „Die Parole war Novarra.“

18. u. 19. Die Antwortnoten von Frankreich und Sardinien an die Schweiz langen endlich ein; ebenfalls im befriedigten Sinn.

19. Die vermittelnden Mächte stellen als Grundlagen des Friedenscongresses auf: beidseitige Entwaffnung; Räumung des Kirchenstaats; Reformen in allen Staaten Mittelitaliens, Aufhebung der Verträge Oesterreichs mit diesen, statt dessen Confederation der sämtlichen italienischen Staaten. Frankreich ist einverstanden, nur will es von Entwaffnung nichts wissen, weil es selbst nicht gewaffnet habe.

22. Oesterreich verlangt vorerst Entwaffnung Sardinien und Entlassung der Freiwilligen. Sendet ein Ultimatum in diesem Sinn nach Turin, durch einen Adjutanten, mit einer kurzen Nothfrist zur Beantwortung, welche bis den 26. verlängert wird.

23. Der Kaiser Napoleon ernennt die vier Armeekorpscommandanten: Baraguay d'Hilliers, Mac Mahon, Canrobert, Niel, und zum Commandant der Observationsarmee: Pellissier, Herzog von Malatow. Abmarsch der Garden von Paris. — In Frankfurt beschließt der Bundestag auf Antrag Preußens, Kriegsbereitschaft der Bundesarmee.

24. Die sardinischen Kammern erteilen der Regierung unbedingte Vollmacht und Diktatur während des Krieges. — Erstes schweizerisches Truppenaufgebot nach Tessin unter Oberst Bonztemp. — Preußen beschließt Kriegsbereitschaft des 4., 7. und 8. Armeekorps.

25. Französische Heersäulen rücken über Guloz und Briançon nach Savoyen. Andere werden in Marseille und Toulon eingeschifft, nach Genua; — bei 120,000 Mann. — Fünf piemontesische Dampfschiffe auf dem Langensee (Lago maggiore) flüchten sich nach Magadino an's Schweizerufer und werden unter militärische Obhut gestellt.

26. Die erste Abtheilung der Franzosen landet in Genua und wird vom Volk, auch von den Weibern, mit Jubel, Umarmungen, Blumenkränzen empfangen. — Von dem legislativen Körper in Paris wird die Bewilligung einer Aushebung von 140,000 Mann und einer neuen Anleihe von 500 Millionen verlangt und bewilligt. Der Deputirte Jules Favre erklärt offen: Frankreich habe den Krieg gewollt und absichtlich herbeigeführt. — Sardinien verwirft das Ultimatum Oesterreichs.

27. Oesterreich nimmt die von England angebotene letzte Vermittlung an und verschiebt den Angriff um zwei Tage. Frankreich und Sardinien verwerfen. — Die Spitzen der französischen Colonnen langen in Turin an.

28. In Florenz Flucht und Absetzung des Großherzogs. Uebertragung der Diktatur an Viktor Emanuel.

29. Die Oesterreicher unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls Grafen Gyulai überschreiten mit vier Armeekorps — Benedek, Jöbel, Liechtenstein und Schwarzenberg — den Tessin, und marschiren nach Garlasco, Mortara, Novarra, Vercelli. Kriegsmanifest des Kaisers Franz Joseph und Proklamation an die Piemontesen von Gyulai.

30. Achttausend Oesterreicher landen in Ankona. Die russisch-französische Allianz vom 22. April wird bekannt und von beiden Staaten nur theilweise in Abrede gestellt.

2. Mai. In Parma wird die Herzogin vertrieben und am 4. wieder eingesetzt. In Modena ebenfalls Revolutionsversuch. Unruhen in Bologna und der Romagna.

3. Napoleons III. Proklamation an das französische Volk über den Krieg. Kriegsmanifeste Frankreichs und Sardiniens.

4. Die Oesterreicher überschreiten den Po bei Cambio, rücken nach Sale, Angriffe an zwei andern Stellen (bei Frassinetto und Casale).

5. Die schweizerische Bundesversammlung ernennet zum Oberbefehlshaber der Armee: General Düfour; zum Chef des Generalstabs: Oberst Ziegler.

10. Kaiser Napoleon reist von Paris zur italienischen Armee ab; ebenso Prinz Napoleon. Die Kaiserin Eugenie zur Regentin ernannt.

12. Kaiser Napoleon landet unter großem Volksjubel in Genua und geht bald nach Alessandria.

13. Hannover beantragt beim deutschen Bundestag die Gränzbefestigung gegen Frankreich, so wie schon vorher die Stände und Regierungen von Bayern, Württemberg, Sachsen, Nassau und andere sich im gleichen Sinn aussprachen. Große Erbitterung in Süd- und Westdeutschland gegen die franko-sardischen Bestrebungen.

14. England erklärt absolute Neutralität. — Der österreichische Minister des Aeußern Graf Buol-Schauenstein entlassen und durch Graf Rechberg ersetzt.

15. In Bern Conferenz wegen der savoyischen Neutralitätsfrage. — Rom erklärt die Neutralität.

17. Regenwetter und Ueberschwemmungen längs den Flüssen Po, Sesia und Agogna. Napoleon III. in Alessandria; seine vier Armeekorps von Voghera über Tortona, Alessandria bis Valenza auf der Südseite des Po; die Sarden bei Alessandria. Die sardinische Armee, unter Befehl des Königs Viktor Emanuel hinter Valenza, Casale und der Sesia, ungefähr 75000 Mann stark in fünf Divisionen und Freikorps.

18. Die franz. Flotte erscheint vor Benedig.

20. 18,000 Oesterreicher unter Stadion dringen von Vocarizza und Stradella am Po aus, über Casteggio, Montebello bis Ginfistrello in die französischen Cantonnements des Corps Baraguay d'Hilliers und der Sarden vor. Blutiges Treffen bei Montebello. Unbelästigter Rückzug der Oesterreicher, welche 1300

Mann Todte und Verwundete und 200 Gefangene verlieren. Der franz. General Beuret fällt und circa 2000 Mann Franko-Sarden sind todt und verwundet. — Das 1te Armeekorps unter Prinz Napoleon landet in Livorno, marschirt nach Florenz. Die toskanische Armee von 12,000 Mann vereinigt sich mit ihm, zum Zug über die Appenninen in die Herzogthümer.

23. Garibaldi geht am Langensee über den Tessin, zieht in Varese und den 27. in Como ein und revolutionirt das Land.

23. bis 29. Gefechte auf den Vorposten längs der Sesia und dem Po. Die Oesterreicher verlassen Vercelli.

24. u. folgende Tage: Durchzug des östr. Armeekorps Clam Gallas auf der Eisenbahn, durch Bayern nach Tyrol und Italien. Begeisterte Aufnahme und Bewirthung der Truppen in München und andern Orten.

29. Der Kaiser Franz Joseph reist von Wien ab, zu Uebernahme des Oberbefehls über die Armee. Das Hauptquartier vorerst in Verona. Graf Grünne, Generaladjutant und Chef der Kriegskanzlei.

30. Die Piemontesen gehen mit vier Divisionen über die Sesia und vertreiben nach blutigen Kämpfen die Vortruppen der Oesterreicher aus Palestro, Vinzaglio, Casalino und Confienza. Das franz. Corps Niel's besetzt Vercelli und drei andere Corps stehen an der Sesia hinter den Piemontesen.

31. Zwei österreichische Brigaden (Isabo und Weigel) greifen von Rosasca und Robbio gegen Palestro wieder an und werden mit Hülfe der Zaven zurückgeworfen. Die Oesterreicher verlieren in diesen Gefechten vom 30. und 31. 2200 Todte, Verwundete und Gefangene und 8 Kanonen. Die Franko-Sarden bei 2000 Mann.

1. Juni. Rückkunft des preussischen Generals von Willisen von seiner Mission in Wien. Fernere Verständigungen zwischen Oesterreich und Preußen vorbehalten. Die Armeen der Franzosen und Sarden concentriren sich bei Novarra bis nach Treccate und St. Martino am Tessin. Die Oesterreicher ziehen sich über die Agogna an den Tessin und über denselben zurück.

2. Die Oesterreicher besetzen wieder Como

Kaiser Napoleon in der Schlacht bei Colferino.



und Varese; Garibaldi vor Laveno. — Die franz. Garde-Volligeur-Division schlägt Brücken über den Tessin bei Turbigo.

3. Mac-Mahon und die Gardebivision gehen über den Tessin. Gefecht bei Turbigo und Robecchetto.

4. Garibaldi nimmt nochmals Varese und Como. — General Feldzeugmeister Hess langt beim österreichischen Heer an, aber ohne bestimmte Commandostellung. — Große Schlacht bei Magenta und Buffalora. Sieg der Franzosen. Mac-Mahon mit seinem Corps, sowie der Garden-Volligeurs-Division und einem Theil der Sarden als Reserve greift von Norden gegen Magenta, der Kaiser Napoleon zuerst mit den Grenadier-Garden einzig, und sodann von Niel und Canroberts Corps unterstützt, von der Brücke über den Tessin her, gegen Buffalora und Ponte di Magenta am großen Canal, die Oesterreicher an, welche hier nicht einmal ganz 2½ Corps in's Gefecht bringen, indem die übrigen zum größten Theil noch auf dem Marsch vom untern Tessin her begriffen sind. Sie verlieren 9821 Tode und Verwundete, 5000 Gefangene und 3 Kanonen; die Franzosen 13,127 Tode und Verwundete und 1 gezogene Kanone. General Mac-Mahon wird auf dem Schlachtfeld zum Marschall und Herzog von Magenta erhoben. (Daher der Volkswitz: In Oesterreich macht man die Herzoge zu Generalen, in Frankreich die Generale zu Herzogen.)

5. Die östr. Brigade Prinz von Hessen greift Morgens früh von Robecchetto her Ponte di Magenta wieder an, drängt die Franzosen zurück und deckt hernach den Rückzug der östr. Armee, welche nicht verfolgt wird.

6. Die Oesterreicher räumen Mailand.

8. Einzug Napoleons und Viktor Emanuels in Mailand. — Treffen bei Melegnano (Madrignano) zwischen Mac-Mahon und Baraguay gegen die östr. Nachhut (Brigaden Roden und Boer). Die Oesterreicher zurückgedrängt.

9. Die östr. Besatzung von Laveno (650 M.) flüchtet sich mit drei Dampfschiffen auf Schweizergebiet (Magadino).

10. Gyulai vom Oberkommando abberufen und durch Graf Schlik ersetzt.

11. Sturz des engl. Ministeriums Derby.

12. Die Franko-Sarden überschreiten die Adna, besetzen Piacenza.

14. Die Schweiz. Brigade Letter besetzt das Engadin, Bergell und Puschlav gegen das Weltlin, welches im Aufstand ist und wo die Garibaldianer einziehen. — Preußen macht sechs Armeekorps mobil und zeigt Oesterreich an, daß dieß zur Handhabung seiner Machtstellung und zum Zweck der Vermittlung, auf der Basis der Verträge geschehe, ohne jedoch Modifikationen derselben auszuschließen. „Freie Hand.“ — Die Oesterreicher verlassen Bologna. Die Diktatur Viktor Emanuels wird proklamirt. Sardinische Commissarien daselbst, sowie in Modena, Parma und Toscana, und provisorische Regierungen.

15. Garibaldi wird bei Castenedolo zurückgeschlagen.

18. Einzug Napoleons III. und Viktor Emanuels in Vrescia.

20. Das römische Fremdenregiment Schmid erstürmt das aufständische Perugia im Kirchenstaat. — Prinz Napoleon langt mit seinem (5ten) Armeekorps in den Herzogthümern am Po und Oglio an.

21. Die Franko-Sarden stehen an der Ghibie, die Oesterreicher unmittelbar hinter dem Mincio. 22. Fürst Winschgrätz für Oesterreich in außerordentlicher Mission zu Berlin. Oesterreich (Graf Rechberg) verlangt in einer Note von Preußen: Einsehen für den Territorialbestand nach den Verträgen und bestimmtere Erklärung über den Fall des Eintretens einer wirksamen Hilfe. (Antwortnote siehe 5. Juli.)

23. Die Oesterreicher rücken mit sechs Armeekorps über den Mincio wieder vor, gegen Castiglione und die Ghibie, unter dem Oberbefehl des Kaisers Franz Joseph.

24. Große Schlacht von Solferino von Morgens früh bis in die Nacht. (S. die Abbildung.) Die Franko-Sarden greifen an:

a. Auf dem linken Flügel werden die Sarden (50,000 Mann) vom Corps Benedek und 1 Brigade bei Pozzolo und St. Martino nach Rivoltella am Gardasee zurückgeworfen und rücken Abends wieder vor, nachdem Benedek Befehl zum Rückzug erhalten.

b. Im Centrum erstürmt der franz. Kaiser, nach 10stündigem Kampf, mit den Corps von Baraguay, der Garden und Mac-Mahon, die östr. Positionen von Solferino, Cassiano und Cavriana (Corps Stadion, Clam und zum Theil Jobel).

c. Auf dem rechten Flügel kämpfen Niel und Canrobert bei Medole und Rebecco den ganzen Tag gegen zwei östr. Corps, welche Guidizzola halten.

Abends heftiges Gewitter. — Sieg der Franzosen. — In der Nacht und am Morgen ziehen sich die Oesterreicher unverfolgt über den Mincio zurück. Verluste der Oesterreicher: 639 Offiziere und 22,000 Soldaten, todt, verwundete, und vermisste, 1 Fahne und 13 demontirte Kanonen. Verluste der Franko-Sarden: 720 Offiziere und 17,525 Soldaten, todt, verwundet oder vermisst. General Niel auf dem Schlachtfeld zum Marschall von Frankreich ernannt.

26. Die Franko-sardische Armee schreitet über den Mincio vor. Peschiera wird belagert. Ausfälle der Besatzung.

27. Juni bis 6. Juli. Ruhe und Reorganisation der Armeen.

5. Juli. Preußen, in einer Antwortnote an Oesterreich, verweigert sich bestimmter auszusprechen und beruft sich bezüglich der Vermittlung auf seine Allirten — England und Rußland.

6. Gefecht am Stülferjoch (Weltlin).

7. Ein Generaladjutant Napoleons (Fleury) bringt Waffenstillstandsvorschläge an den Kaiser Franz Joseph in Verona.

9. Ein Waffenstillstand abgeschlossen bis 15. August.

11. Auf den Vorschlag Napoleons findet eine Zusammenkunft der beiden Kaiser zu Villafranca statt. Frieden verabredet.

12. Unterzeichnung des Friedensvertrags. Die Lombardie wird von Oesterreich dem Kaiser von Frankreich abgetreten, welcher dieses Land dem König von Sardinien überläßt. Oesterreich behält die venetianischen Provinzen mit Mantua und Peschiera. Confederation der italienischen Staaten. Allgemeine Amnestie, unter dem Ehrenpräsidium des Papstes.

21. Manifest des Kaisers Franz Joseph an

seine Völker. Grund des Friedensschlusses: daß er von seinen natürlichen Bundesgenossen verlassen geblieben sei, und ihm durch den Frieden günstigere Bedingungen zugestanden worden, als die, welche von den vermittelnden Mächten ihm zugemuthet werden sollten. Preußen hierüber erzürnt, verneint, daß es seinerseits solche Vorschläge schon formulirt oder angenommen habe.

27. Oesterreich erklärt dem Bundesrath, die unparteiische und wohlwollende Neutralitätsstellung, welche die Schweiz während des Krieges eingehalten, habe den Mächten das Gebiet derselben für die Abhaltung der Friedensconferenz empfohlen, wozu Zürich bestimmt worden.

3. August. Auch Frankreich erklärt, in der Wahl einer Schweizerstadt für den definitiven Friedensschluß liege ein neuer Beweis von Achtung und Zuneigung der kaiserlichen Regierung gegen die Eidgenossenschaft.

6. Ankunft der Abgeordneten an die Friedensconferenz in Zürich. Erste Gesandte an derselben sind: für Oesterreich Graf von Colloredo, für Frankreich Baron von Bourqueney und für Sardinien Ritter Des Ambrois.

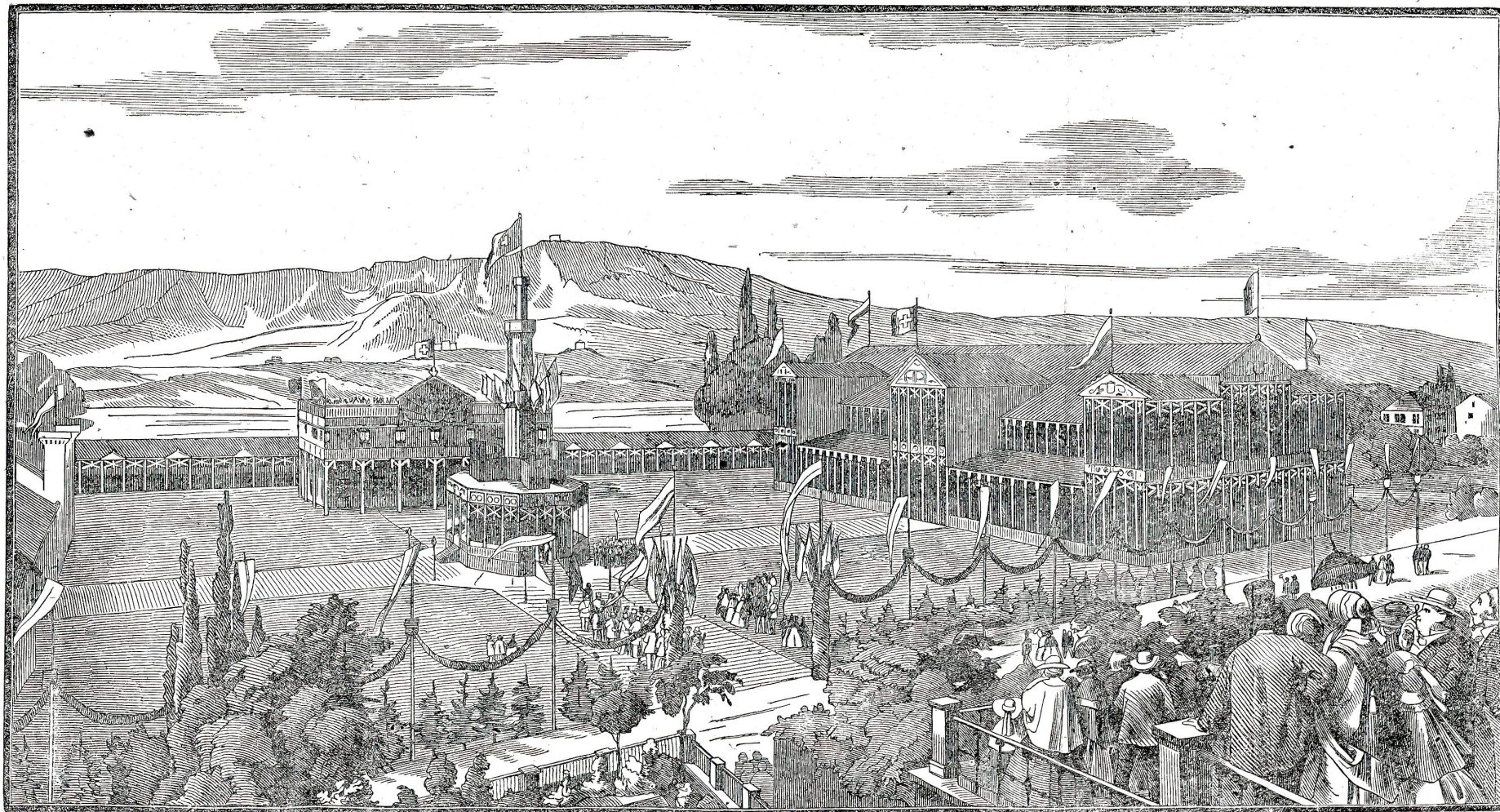
8. Erste Sitzung der Friedensconferenz.

Das eidgenössische Freischießen von 1859 in Zürich.

(Mit einer Abbildung.)

Während hart an den südlichen Grenzen des Vaterlandes ein furchtbarer Krieg wüthete und fast ganz Europa sich zu einem drohenden allgemeinen Kampfe rüstete, feierte das Schweizervolk in Zürich sein großes und schönes Nationalfest, das eidgenössische Freischießen. Der Festplatz war vortrefflich gewählt. Am rechten Seeufer gelegen, 10 Minuten von der Stadt entfernt, bildete er ein gewaltiges Viereck, begrenzt von der riesigen Speisehalle, den langen Schießständen, den Büreaugebäuden und der Seefeldstraße. Die Mitte des Platzes nahm der prächtige Gabentempel mit der hohen Fahnenburg ein. Gegenüber diesem Platz und nur durch die Straße getrennt breitet sich die schöne Parkwiese des Hrn. Bodmer-Stocker aus, die ebenfalls in schönstem Festschmuck

Das Freischießen in Zürich.



brangte. Hier wurde in den letzten Tagen des Schützenfestes das eidgenössische Turnfest gefeiert. Häuser, Straßen und Plätze der Stadt sammt Umgebung waren reich geschmückt, aber der Preis unter allen diesen Dekorationen gehört dem Triumpfbogen im Anfang der Seefeldstraße, der über der Beförderung seines mittlern Thores die riesige Statue Wilhelm Tell's trug.

Am Vorabend des Festes, den 2. Juli, rückten zuerst die Bremer-Ghengäste von Winterthur her ein, eine stattliche Schaar von mehr als 70 Mann in grüner Schützentracht. Der Stadtrath von Zürich hatte ihnen beim Bahnhof unter einem Zelte einen Labetrunk bereitet, bis eine Stunde später die eidgenössische Fahne mit dem Zentralkomitee von Bern, begleitet von der Kantonal-schützenfahne und den Bannern der Berner-Reis-musketen- und der Stadtschützengesellschaft, sowie der Schützengesellschaft von Langenthal, unter zahlreicher Schaar von Schützen und der trefflichen Stadtmusik von Bern eintraf. Der Donner der Kanonen, die Klänge der Musik und ein allgemeines Hoch empfing die werthen Gäste. Die Präsidenten des alten und neuen Zentralkomitee, die H. Obersten Kurz und Dr. Dubs, wechselten die ersten Grüsse in freundenössischer Herzlichkeit. Der Zug in die Stadt bewegte sich durch ein lebendiges Volkspalier. Abends war freie Unterhaltung im Vorgarten. Das Zentralkomitee bankettirte mit seinen Gästen im Hotel Vaur. Den Bremer-Schützen gab der Stadtrath ein Festmahl im Kasino, bei welchem er jedem die Zürcher-Knabenmedaille, als ein Andenken, für ihre Knaben zu Haus, überreichte. — Herrlich strahlte der Himmel, als am 3. Juli 25 Kanonenschüsse und die Choräle der Festmusik auf der Münsterterrasse den Beginn des Festes verkündeten. Um 10 Uhr sammelte sich der Festzug unter den schattigen Bäumen des Lindenhofes. Endlich setzte sich der imposante Zug in Bewegung durch die festgeschmückten Straßen: Scharfschützen, Zeiger, Feldschützen, die eidgenössische Fahne mit den Berner- und Zürcher-Bannern, die Bremer-Gäste, die Behörden und Komite's, die Schreiber, die Warner. Auf dem Schützenplatz erfolgte die Uebergabe der eidgenössischen Fahne. Herr Oberst Kurz

schloß seine fernige Rede mit folgenden Worten: „Und Ihr, lieben Freunde und Schützen aus allen Gauen, tretet zusammen, schaaret Euch um die Fahne, die das weiße Kreuz trägt, das unser Aller Hort ist, zu welchem ein jeder von uns, wessen politischer und religiöser Meinung er auch sei, mit dem gleichen Glauben, mit der gleichen Liebe hinausschaut. Erbebt Euer Gemüth im Anschauen der rothen Farbe, welche sowohl die erquickende, herrliche Nacht, als den gewitterschwangern Tag verkündigt, welche zugleich die Farbe der Freude wie des Ernstes, des blutigen Ernstes in Zeiten der äußersten Gefahr ist, und schwört auf's neue, dem Vaterland treu zu sein in Freud' und Leid, zu opfern was ihm frommt, Euer Gut, Euer Leben, Eure Liebe.“ Die Antwort des Hrn. Dr. Dubs gab den Grundton des ganzen Festes an. Er sagte nämlich u. A.: „Welch' merkwürdige Erscheinung entrollt sich vor unsern Blicken! Hart neben uns ringen drei Länder und Völker in blutigen Schlachten mit einander, um das Prinzip der Sonderung der Nationalitäten zur Verwirklichung zu bringen, und hier auf diesem Festplatz finden sich die nämlichen drei Nationalitäten unter Einem Banner zusammen in Frieden und Freundschaft zu festlichen Spielen. Klingt das nicht wie ein wunderbares Märchen, und ist doch thatsächliche Erscheinung. Wie aber wurde denn hier diese Einigung der drei dort kämpfenden Nationalitäten möglich? Dadurch, aber auch nur dadurch, daß keine Nationalität die andere unterdrückt und eigensüchtig ausbeutet, daß jede die Eigenthümlichkeit der andern schont, daß jede die Gleichberechtigung der andern anerkennt und achtet. Auf diesem Grunde ist im Schweizerland ein Bund verschiedener Nationalitäten groß geworden. Unser Fest ist der Herold dieses Gedankens; er repräsentirt im Gegensatz zum großen Krieg der Racen die friedliche Einigung derselben im Wege der gegenseitigen Achtung und der Anerkennung der Gleichberechtigung.“ Beide Redner gaben sich den Bruderfuß. Die eidgenössische Fahne und die sie begleitenden Banner wurden auf der Fahnenburg aufgezogen. Nun gieng es zum Mittagessen. Der Präsident Dubs weihte die Rednerbühne dem freien Wort und

brachte den ersten Toast dem Vaterland mit 1624er Rüdensheimer, den die Bremer aus ihrem Rathskeller mitbrachten. Professor Muzinger verlas einen sehr schönen dichterischen Gruß von Gottfried Keller von Zürich an die Bremer, dem wir folgende Strophen entheben:

Wir danken Euch für Schiff und Meer,
Für Stadt und nord'sche Au'n;
Für deutschen Wein und Mannesehr,
Wir grüßen Eure Frau'n!
Gesittet sah'n wir Weib und Kind:
Gern sind sie schön,
Wenn sie nur sieh'n,
Daß wir noch Männer sind!

Mag sich die Zeit im Sturme dreh'n,
Daß Volk um Volk zertheilt:
Der rechte Mann, er bleibt besteh'n,
Der wahr die Freiheit liebt,
Die Thorheit ist der Freiheit Grab:
Nicht viel er spricht,
Und fürcht' sich nicht,
Und treibt den Dränger ab!

Diesen Gruß erwiderte Dr. Heinelen von Bremen, mit einem herzlichen Dank. Schlag 1 Uhr erfolgte der erste Schuß und von da an war ein unaufhörliches Knattern in den Schützenständen. Eine freundliche Episode war die Uebergabe einer Fahne der Frauen von Neumünster an die Bremer-Schützen. Den ganzen Tag über bewegte sich eine ungeheure Volksmenge in den Straßen der Stadt und auf dem Festplatz. — Am zweiten Festtag, den 4. Juli, rückten ein die Schützen von Neuenburg, deren drei vereinigte Fahnen von Neuenburg, Voelke und Chaur-de-Fonds Philippin in feurig patriotischer Rede übergab. Er betonte, daß keine Partei, sondern die Neuenburger alle kommen und warb um das nächste Schützenfest. Auf sie folgten die bündnerischen Oberländer. Das Mittagessen war von Toasten sehr belebt. Wir berührten nur den des amerikanischen Konsuls Gounby. Das Sternbanner der Union war anwesend und wurde rauschend gefeiert. — Am Dienstag den 5. rückten nacheinander mehrere Gesellschaften ein. Zuerst die Schützen von Uster, dann die von Fischenthal, dann der stattliche Zug der

Thurgauer. Die Fahne, die sie trugen, war ein Geschenk von der ehemaligen Königin Hortense und ihr Sohn, der jetzige Kaiser Louis Napoleon, trug sie 1838 an das eidgenössische Schützenfest in St. Gallen. Daher sagte der Redner, Dr. Fehr, der sie empfing, am Schluß seines Empfangs: „Indem ich diese Fahne ergreife, durchdringt mich ein eigenthümliches Gefühl. Ich erinnere mich, daß vor 21 Jahren der Mann diese Fahne an das eidgenössische Schießen trug, der gegenwärtig als mächtiger Imperator siegreich Italien durchzieht. Möge das Volk, dessen Banner er jetzt hoch hält, in künftigen 21 Jahren ebenso frei und glücklich sein, wie es dasjenige Volk ist, das ihm vor 21 Jahren seine Fahne anvertraut hat.“ Hierauf langten die Schützen des Bezirks Pfäffikon an, später die Avantgarde der Genfer mit zwei Fahnen und zuletzt die Schützen des Kimmathales. Unter den Toasten während des Mittagessens heben wir hervor den von Kasimir Pfyffer: den drei Sternen, zu denen der Schweizer in Freud' und Leid und jetzt besonders andachtsvoll, frei und stolz aufblide: Gott, Freiheit und Vaterland. Am gleichen Tag zeigte man den Bremern den Zürichsee. Allenthalben waren die Landungsplätze geschmückt, die Bevölkerung stand, Reich und Arm, am See und sandte ihr Bestes, ihre Schützen, ihre Kadetten, ihre Sänger zu grüßen. In Stäfa, Richterswyl, Widenswyl, Horgen mußten die Bremer an's Land steigen. Da gab's ein allgemeines Fraternalisieren. In Rapperswyl geschah die Bewirthung auf dem Lindenhof. Um 9 Uhr war die Triumphrefeise zu Ende — Am Mittwoch, den 6. Juli, zogen die Schützen von Zug, Hallau und Solothurn ein. Gar schön war die Taufe des Schiffes, das die Schützen von Bremershafen dem Zentralkomitee zum Geschenk gesandt haben. Oberst Kurz taufte es wie sein Original: Helvetia. Ein ergreifender Moment war am Nachmittag der Aufzug der vier Waldstätte. Zwischen 700 bis 800 Mann stark zogen sie daher unter dem Jubel des ganzen Volkes, vier Prachtmänner in den Landesfarben mit den alten Harshörnern schritten voran, gefolgt von den Schlachtbannern von Luzern, Uri, Schwyz und beiden Unterwalden und der vorzüglichen Militärmusik von

Luzern. Nationalrath Bonmatt von Luzern überreichte die Fahnen in einer schönen vaterländischen Rede, in der er die Geschichte und die Gesinnungen der Urkantone darlegte. Allgemeiner Jubel begrüßte den Schluß der Rede. Pfarrer Kälin antwortete mit patriotischer Begeisterung. Diesem ergreifenden Empfang folgte der rührende Abschied der Bremer. Präsident Dubs sprach das herzzgewinnende Abschiedswort und ergriffen erwiederte Konsul von Heymann: „Wir scheiden mit Wehmuth, da wir treue Freunde verlassen. Ihr habt uns empfangen, wie wenn Bremen ein Kanton der Eidgenossenschaft wäre, und es ist unsrer Fahne als hätte sie die Mutterfahne geküßt; das hat wohlgethan. Wir eilen weithin nach Hause; aber Herz und Hand bleiben hier.“ — Donnerstag den 7. Juli. Vier Kantonschützengesellschaften zogen auf: die von Graubünden, Basel-Land, Aargau und Waadt. Die größte Schaar brachten die Aargauer, die Kantonsfahne mit acht andern Fahnen. Dann folgten wieder Abschiede; es zogen weg die Feldschützen der Ostschweiz, die Zuger und die Schützen von Nidlen, letztere mit sechs Prämiensbechern und dem zweitbesten Schuß im Vaterland. Heute war der Zudrang in die Festhütte über alle Maßen groß. Hunderte fanden keinen Platz mehr zum Mittagessen, obgleich 4200 Personen hier bequem speisen konnten. Die Tische mußten zum zweiten Mal gedeckt werden. Der Konsum der Getränke steigt in's Außerordentliche; am heutigen Tag wurden etwa 12,000 Flaschen Wein und 90 Saum Bier getrunken. Es scheinen auf dem Festplatz alle Räumlichkeiten zu klein werden zu wollen, denn auch die Schützen sagen, daß die 100 Scheiben dem Zudrang nicht genügen.

Nun kamen am Donnerstag an: zuerst die St. Galler, deren Sprecher, Herr alt-Landammann Curti, es nicht vermeiden konnte, ihre kantonalen Parteikämpfe zu erwähnen. Dann die Glarner; ferner die Genfer mit der Kantonsfahne und dem Ehrenbanner, das sie 1838 von dem Zürchervolk erhalten. Ihr Sprecher Courte zeigte auf diese Fahne zum Zeichen, daß die Genfer gute Schweizer, und nur Schweizer seien, welche für die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft mit Freuden Gut und Blut hin-

geben. Endlich erschienen an diesem vielbewegten Tage noch die wackern Appenzeller. — Freitag den 8. Juli nahmen zuerst die Thurgauer Abschied; ihnen folgten die Solothurner. Neuer Zuwachs dagegen brachte die Schützengilde von Stuttgart. Sie führte eine prachtvolle Fahne, ein Geschenk der Kronprinzessin Olga und brachte als Gabe einen silbernen Becher. Dann rückten ein die Wädensweiler mit einem 80jährigen Fahnenträger. Beim Mittagessen brachte der Harsthorntträger von Nidwalden einen ungeheuern Jubel hervor, als er von Herrn Zoller auf die Rednerbühne geführt, von dort aus die schauerlich-ergreifenden Töne dem Horn entlockte, das einst in der Schlacht bei Granson war. Am Nachmittag schieden die Bierwaldstätter wieder. Nationalrath Zoller von Nidwalden sprach ein begeistertes Abschiedswort. Der Ruf an die Waldstätte, sie sollen nie vergessen, daß sie nur stark seien, wenn sie mit den Eidgenossen Arm in Arm stehen, und den Eidgenossen, daß auch in der Urschweiz ein Volk lebe mit einem treuen Herzen für's Vaterland, wurde mit Jubel begrüßt. Dann warb der Redner auf's Eindringendste um das eidgenössische Schützenfest auf 1861 nach Unterwalden. Direktor Widmer erwiderte mit einem aus der Seele Aller gesprochenen freien Herzenserguß. Unter dem Gesang: „Rufft du mein Vaterland“ und dem Jubel des ganzen Volkes zogen unsere ältesten Eidgenossen von dannen. Bald nachher nahmen auch die Appenzeller und die Hallauer Abschied. Dagegen rückte das Kantonsbanner von Freiburg neu ein. So viel und gut wird geschossen, daß Nummernbecher zu Duzenden gewonnen werden. — Am Samstag nahmen die Bündner Abschied. Unter den Toasten beim Mittagessen heben wir denjenigen des Landammanns Keller von Aarau hervor. Sein Hoch galt den Männern, welche das Haus der Freiheit durch ihre Mäßigung, Weisheit und Kraft erhalten haben, dem Bundesrath. Nachmittags zogen endlich die Schützen von Basel-Stadt auf mit dem greisen Schützenvater Rathsherrn Minder. Dr. Wirz übergab die Fahne mit einer schönen Rede, in der er die vielfachen Beziehungen Basels und Zürichs berührte. Direktor Widmer erwiderte

den Gruß, indem er in gewählten Worten Basel pries. Herzlich war der Abschied der Berner. Mit innigem Bedauern hatte man in Zürich gehört, daß einige Schützen dieses Kantons verstimmt seien. Dieß wurde berührt, aber Ständerath Niggeler beruhigte in treuherziger Weise: wer schon einmal ein solches Fest geleitet, der wisse, daß nicht alles am Schnürchen gehen könne. Den Bernern werde dieses Fest stets unvergesslich sein. Den Bernern folgten die St. Galler, die auch jetzt wieder die innere Wunde ihres Kantonslebens berührten. Hinsichtlich dieses Punktes rief ihnen Dr. Fehr zu: seid ächt freisinnig, tolerant, human, achtet jede ehrliche politische und religiöse Ueberzeugung, dann wird das ganze Schweizervolk hinter Euch stehen; die eine Partei, die ihre Parole auswärts über den Bergen holt, hat in der Schweiz keine Berechtigung. — Der Sonntag gehörte vor Allem dem Herrn *) Das Volk sammelte sich daher zum Gottesdienst unter Gottes freiem Himmel, es war eine erhebende Stunde. Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott“ von allem Volk gesungen, eröffnete sie. Dann hielt Pfarrer Hiestand die Festpredigt. Sein mächtiges Wort schallte über den ganzen Platz und drang in Aller Herzen. Unter Zugrundlegung des Textes: Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die umsonst, so daran bauen. Wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wachet der Wächter umsonst,“ schilderte er das Vaterland als einen Bau Gottes, dem er seine Hut und Macht demüthig übergeben möge. Mit entblößtem Haupte hörte das Volk sein Gebet und sang zum Schluß, gestärkt und erbaut, aus voller Brust: „Wir danken alle Gott mit Herzen und mit Worten.“ — Nach dem Gottesdienst nahmen die Neuenburger ihren Abschied und dann zogen die Tessiner auf. Nationalrath Jauch überreicht ihr Banner mit der Versicherung, daß sie gekommen seien zu beweisen, daß sie gute Schweizer seien und nur

*) Wir erlauben uns beizufügen, daß die schöne Idee eines Feldgottesdienstes zuerst bei dem Freischießen von Bern im Jahr 1857 zur Wirklichkeit kam. Zürich nahm sie auf und führte sie auf eine Weise durch, daß hoffentlich der Feldgottesdienst bei keinem eidgenössischen Freischießen mehr fehlen wird.

Schweizer bleiben wollen. Das Mittagessen war reich an einer Reihe wahrhaft schöner Toaste. Nach dem Essen kam Wallis und machte dadurch den Kranz der eidgenössischen Kantone vollständig. Dagegen schieden Genf, Basel-Land, Schaffhausen, das schon mit dem eidgenössischen Banner eingezogen. Endlich nahmen auch die Stuttgarter Abschied mit herzlichem Dank für die genossene Gastfreundschaft und mit warmen Wünschen für Zürich und die Schweiz. Indessen waren auch die Turner mit 39 Fahnen zu ihrem Feste eingezogen. — Montag den 11. Juli. Der Kranz der Fahnen fängt sich an zu entblättern. Heute zogen fort die Schützen von Chaur-de-Fonds, Waadt, Aargau, Glarus, Wallis, Auster und vom Allmann. Oberst von Muralt entließ die Neuenburger Montagnards so herzlich, daß sie Hoffnungen für's Schützenfest mit nach Hause nahmen. Die Schützen vom Allmann waren mit Nummern förmlich besiedert und tragen 12 Becher nach Hause. Geschossen wurde überhaupt eifriger als je. Unter den Gästen war auch die Herzogin von Parma. Sie saß ganz zwanglos mit ihren vier Kindern, die alle das Schützenzeichen trugen, mit einer zahlreichen Begleitung an einem der Tische, die für Ehrengäste bestimmt waren. Mittags sah die Fürstin bei dem Gabentempel mehrere Stunden die Verabschiedung der Fahnen, Becherweihen mit an und nahm an Allem das lebhafteste Interesse. Einer ihrer Prinzen rief aus: wenn ich nur ein Schweizer wäre. Als Ehrengast brachte die Herzogin einen silbernen Pokal auf silbernem Plateau mit den Lilien Frankreichs und der Inschrift: „Donné par son Altesse Royale la Duchesse-Régente de Parme au tir fédéral de Zurich 1850.“ Der Zudrang des Volkes war ebenso groß wie gestern. — Am Dienstag war das Leben und Treiben auf dem Schützenplatz und in den Festgebäuden lebhafter als je. Allgemeinen Jubel brachte gegen Abend die Friedensbotschaft hervor, die der Festpräsident sofort verkündete. Punkt 8 Uhr machten 8 Kanonenschüsse dem Schießen ein Ende. — Welche außerordentliche Ausdehnung das Schießen angenommen hatte, geht schon aus der Notiz hervor, daß 6795 Stichdoppel gelöst wurden. Die Summe

sämmtlicher Gaben stieg auf **Fr. 262,000.**
Mittwoch den 13. Juli nahmen die Basler, die
legten unserer eidgenössischen Gäste, Abschied,
dann begann die Preisvertheilung. Von der
Scheibe Vaterland wollen wir die 10 ersten Ge-
winner nennen, von den übrigen Stichscheiben
nur je den ersten Gewinner:

Standscheiben. — Stich.

Vaterland.

- 1) Gabriel Heinrich Durrer, Fabrikant, von
Kerns in Unterwalden: die Gabe der Schweiz-
zer in Paris — Fr. 2500.
- 2) Konrad Glogg, von Meilen: das präch-
volle Trinkhorn von Leipzig — Fr. 2500.
- 3) Frd. Dschwald, Kaufmann, von Lenzburg:
Gabe der Schweizer in Neapel — Fr. 2000.
- 4) Aug. Welli, von Sorenthal bei Bischofszell:
Gabe der Schweizer in Mailand — Fr. 1500.
- 5) Färber Fleckner, von Bollishofen bei Zürich:
Gabe der Schweizer in Melbourne —
Fr. 1500.
- 6) Reg. Rath Bonmoos: Fr. 1200.
- 7) Vinzenz Hentschi, von Solothurn: Fr. 1200.
- 8) Fabrikant Schmitter, von Rothrist (Aargau):
Fr. 1200.
- 9) Jakob Sonderegger, von Thal (St. Gallen):
Gabe der Schweizer von Memphis: Fr. 1000.
- 10) Jakob Lehner, von Zwann (Bern): Fr. 1000.

Industrie.

- 1) Rudolf Bögeli, von Zürich: mexikanischer
Sattel sammt Zugabe: Fr. 850.

Titlis.

- 1) Jakob Wunderli, von Richtersweil: Fr. 600.

Pilatus.

- 1) Mechaniker Eberli, von Hirslanden bei
Zürich: Fr. 600.

Rigi

- 1) Jos. Zürcher, Arzt, von Bühler (Appenzell):
Fr. 600.

Gotthard.

- 1) Kürschner Stadlin, von Zug: Fr. 600.

Jungfrau.

- 1) Lambert, Schmid, von Chur: Fr. 600.

Splügen.

- 1) Uhrenmacher Galay, von Brassus (Waadt):
Fr. 600.

Feldscheiben — Stich:

Säntis.

- 1) Joh. Hauser, von Richtersweil: Fr. 600.

Glärnisch.

- 1) Gehrmann, v. Ottoberg (Thurgau): Fr. 600.

Die meisten Nummern hatten:

- 1) Joh. Bär, v. Männedorf mit 487 Nummern.
- 2) Jakob Sturzenegger, von Trogen mit 388
Nummern.
- 3) Büchsenmacher Zoller, von Frauenfeld, mit
205 Nummern.

Nun folgte das letzte Mittagessen; dann wurde
die eidgenössische Fahne von der Fahnenburg
heruntergenommen, der Festzug ordnete sich in
gleicher Weise wie beim Beginn des Festes und
fort ging's zur Wohnung des Festpräsidenten, wo
das rothe Banner mit dem weißen Kreuz feierlich
übergeben wurde. Abends brachten Sängere dem
Festpräsidenten ein feierliches Ständchen.

So schloß das eidgenössische Freischießen
von 1859, das in Bezug auf Organisation und
Einrichtung ausgezeichnet, in Betreff des Be-
suchs noch nie erreicht worden, jedenfalls aber
zu den schönsten Nationalfesten gehört, die je
in der Schweiz gefeiert wurden. Kein Tropfen
Regen fiel die ganze Zeit über; einen Tag wie
den andern strahlte die „blitzende Sonne des
Julius.“ Zum Schluß möge noch das schöne
Gedicht von Herwegh auf dieses Fest stehen:

Wetterumzogen brausen die Wogen;
Aber die Sterne, sie sind dir gewogen!
Steure, du Schweizer, im Völkerrortan
Ruhig, wie Tell ihn gesteuert, den Rahn!

Tapfere Schützen werden sie schützen,
Kräftige Stützen werden sie stützen,
Sichere Hand und sicherer Blick
Werden behüten die Republik.

Einstens vor Schergen tief in den Bergen
Kam sie die heilige Quelle zu bergen.
Trüben sie draußen die Rhone, den Rhein —
Quelle bleib' helle! der Strom wird rein.

Quelle bleib' helle! Schneeschimmerde Wälle,
Sendet herunter die läuternde Welle!
Sendet, an ewigem Glanz so reich,
Klarheit hinaus ins verworrene Reich!

Fort mit den franken, den Todesgedanken!
Heiter den Himmlischen wollen wir danken:
Säulen der Freiheit, ihr steht noch fest!
Sonne der Freiheit, verkläre dieß Fest!

Lieband umschlossen alle die Sprossen
Halte am Stamme der Eidgenossen!
Segne sie alle, die Männer in Wehr,
Die von den Alpen und die vom Meer!
Segne, die ringen und muthig sich schwingen!
Ringende Geister und Herzen mit Schwingen!
Segne das Spiel und den friedlichen Schuß,
Blitzende Sonne des Julius!

Doch wenn die alten, die finstern Gewalten
Kommen hier oben im Lichte zu walten —
Treffter im Himmel, zu unserem Heil
Lenke die Kugel, wie einst den Pfeil!

Die Viehasssekuranz.

Ein Geizhals hatte in Erlenbach viel Vieh gekauft, das er nicht selber heimtreiben konnte und daher einstellte, bis er wiederkehren werde. Zu Hause angekommen ward er krank und konnte es nicht abholen, mußte daher seine Knechte allein nach Erlenbach schicken. Das wurmte ihn dermaßen, daß er noch kränker wurde; da kam ein alter Bekannte zu ihm, mit dem er schon manches Händelchen gemacht hatte; dem schlug er vor: sein gekauftes Vieh um eine hübsche Summe bei ihm zu asssekuriren, bis es gesund in seinem Stalle, angelangt sei. Der Andere war es zufrieden und gieng heim um die Police zu schreiben. Unterdessen kam einer der Knechte in aller Eile heimgelaufen mit der Botschaft seine Kühe seien alle an der Klauenseuche krank. Jetzt schrieb der Schlaue sogleich an seinen Bekannten, er hätte Nachricht von seinem Vieh bekommen und brauche daher die Asssekuranz

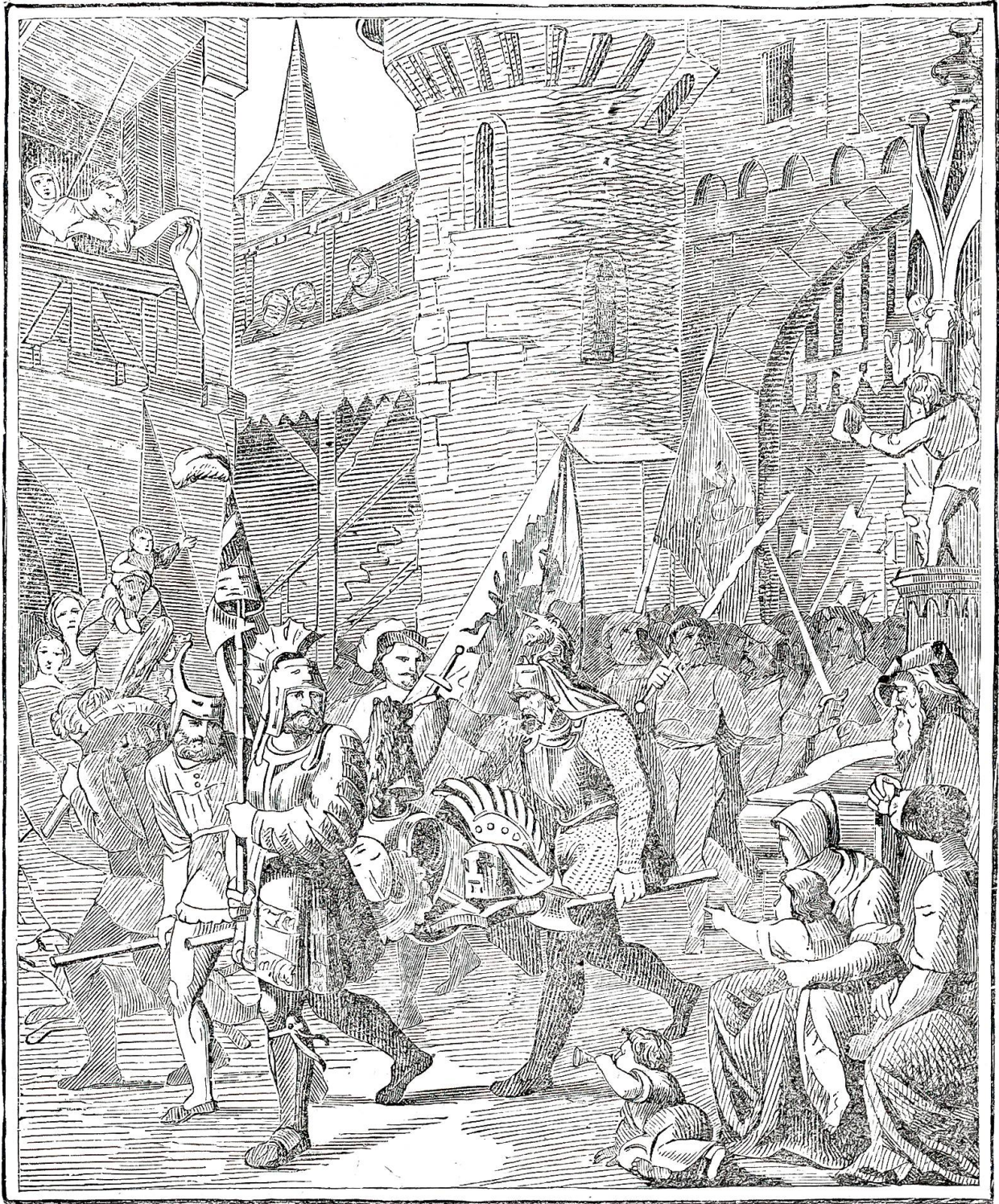
nicht; denn er fürchtete, wenn jenem die wahre Nachricht zu Ohren käme, so würde er nichts mehr von dem Asssekuranzhändelchen wissen wollen, so aber werde er meinen, es seien gute Nachrichten eingelangt und sich beeilen die Police auszufertigen, um die Asssekuranz einlage beziehen zu können. Der Bekannte gieng richtig in die Falle, er kam selber mit der Police, erklärte: es sei zu spät gewesen, und unter Männern, wie sie zwei, sei ein Wort ein Evangelium, er solle daher nur das Geld bezahlen und die Police in Empfang nehmen. Der Kranke schien beides mit schwerem Herzen zu thun, als er aber im Besitz der Police war, lachte er laut auf und sagte: „He nu su de, wenn d'mi für auni Swalt zwinge wit, su hast jetzt o d's Vieh zahle, es het d'Chlauesfüüch u schwerli wird es einzigs Stück je da abe cho.“ Der Bekannte war wie vom Blitz getroffen, allein bezahlen mußte er.

Die Schlacht im Jammerthal.

(Mit einer Abbildung.)

König Rudolf von Habsburg, der die Berner durch wiederholte Belagerung und durch den Kampf in der Schosshalde in Bedrängniß gesetzt hatte (S. die letzten Jahrgänge), war am 15. Juli 1291 zu Gernersheim im 74sten Altersjahre gestorben. Sein Sohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, zählte darauf seines Vaters Nachfolger im Reiche zu werden. Allein aller seiner Bemühungen ungeachtet wählten im Anfange des Jahres 1292 die in Frankfurt versammelten Churfürsten nicht den Herzog Albrecht, sondern den Grafen Adolf von Nassau zum König der Deutschen. Dieser hielt schon im gleichen Jahre seinen ersten Reichstag, ließ den Landfrieden durch die Fürsten beschwören und reiste hernach selbst im Reiche herum, um

Die Schlacht im Jammerthal.



dahin zu wirken, daß der Landfriede gehalten werde. Als er bei diesem Anlasse auch nach Zürich kam, so schickte die Stadt Bern Gesandte an ihn, die ihn als König anerkennen und um Bestätigung ihrer Rechte und Freiheiten bitten sollten. Adolf nahm die Gesandten huldreich auf, bestätigte am 11. Januar 1293 alle jene Rechte und Freiheiten und fügte noch neue hinzu. Große Freude erfüllte die Bürgerschaft als König Adolf im Hornung 1295 auch in die Stadt Bern einzog. Die Berner empfingen ihn mit allem Glanze und blieben ihm ergeben, als nun hin und wieder im Reiche Unzufriedenheit mit dem Könige sich kund gab. Hauptsächlich war es der Herzog Albrecht von Oesterreich, der diese Unzufriedenheit pflanzte und überall Verbindungen gegen den König anknüpfte, weil er den ihm in der Königswahl vorgezogenen Adolf haßte. Als die Umstände immer bedrohlicher wurden, suchten sich die Berner durch neue Bündnisse mit ihren Nachbarn zu stärken. Sie schlossen ein solches im J. 1295 mit dem Grafen Amadeus von Savoyen, mit seinem Bruder, dem Grafen von der Waadt, und mit der Stadt Solothurn und suchten auch durch neue Verträge mit Freiburg allen Zwistigkeiten mit dieser Nachbarstadt auszuweichen. Bald hernach erklärten sich die Feinde des Königs Adolf öffentlich gegen ihn. Dieser erhielt Kenntniß von den Untrieben Herzog Albrechts, welchen er deshalb als Verbrecher an der königlichen Majestät erklärte und des Herzogthums entsetzen wollte. Allein Albrecht griff zu den Waffen, Kriegsgeschrei ertönte durch das Reich, indem die Einen es mit Albrecht hielten, die Andern dem Könige treu blieben. Zu den letztern gehörte auch Bern, während dagegen Freiburg, als eine in habsburgischem Schirme stehende Stadt auf Seite Albrechts stand. So entzweiten sich die beiden

Städte, welche doch erst vor kurzem die besten Verabredungen getroffen hatten. Die Freiburger, ohnehin eifersüchtig, daß Bern sich von jeder Schirmherrschaft frei erhalten hatte und nur dem Reichsoberhaupte unterthan war, wollten bei diesem Anlasse ihre Nachbarn demüthigen und fanden hiezu bei den umwohnenden Herren, welche Berns Wachstum nur mit Mißgunst betrachteten, bereitwillige Theilnahme, so daß sich zum Kriege gegen Bern den Freiburgern anschlossen: Graf Ludwig von der Waadt, der Bischof von Lausanne, die Grafen von Neuenburg und von Greyers, die Herren von Thurn, von Montenach, von Belp, von Burzistein und Andere. Die Berner aber mahnten ihre Verbündeten, die Solothurner, die Grafen von Kyburg und Narberg, ihnen auf erste Botschaft Hülfe zu leisten.

Die gegen Bern Verbündeten versammelten sich zu Freiburg, brachen von da Ende Hornungs 1298 auf, zogen gegen Ueberstorf, durchwatteten bei Thörishaus die Sense und rückten durch das Wangenthal über Ober- und Niedermangen auf Bern los. Plünderung, Verheerung und Brand bezeichneten ihre Ankunft in der Nähe der Stadt. Keuchende Landleute eilen durch das Thor und melden die Verwüstung. Kriegsgeschrei ertönt in den Straßen. Schultheiß und Rath versammeln sich. Hilboten gehen zum Hülfesruf an die Verbündeten ab. Die Thore werden geschlossen und besetzt. Schon erblickte man von den Thürmen den Feind, der sich auf dem Donnerbühl (dem Hügel zwischen dem Stadtbach und der Länggasse) lagerte und von da seine Verheerungen bis in den Sulgenbach und das Marziehle ausdehnte. Die Berner brannten vor Kampflust, erwarteten aber, bevor sie zum Angriff schritten, die Ankunft ihrer Bundesgenossen. Bald erschienen diese und es zogen

bei Nacht zum untern Thore herein die Kriegsteuete der Grafen von Kyburg und von Narberg und die tapfern Bürger von Solothurn. Zum Feldhauptmann über die vereinigte Kriegsschaar wurde gesetzt Caslan Ulrich von Erlach (Vater des spätern Helden von Laupen), ein Ritter von dem es hieß, er sei „ein gar unerschrockener Mann und ein Held seines Leibs“ gewesen. Ulrich ordnete sein Volk; die ganze Kramgasse und die Neustadt (Weibermarkt) waren gefüllt von Bewaffneten. Jetzt öffnete sich das Stadttbor (der jetzige Kästthurm), und mit raschem Schritt zog Fußvolk und Reiterei über die Brücke gegen das Donnerbühl. Es war am Morgen des 2. Merz. Der Anblick des wohlgeordneten Zuges überraschte die Feinde. Diese wußten nichts von dem Einzuge der Hülfsstruppen und erwarteten keinen so schnellen Angriff. Da ihnen zur gehörigen Aufstellung des Kriegsvolkes die Zeit fehlte, so befahlen die Führer den Rückzug vom Donnerbühl, um weiter rückwärts einen zum Kampfe geeigneten Ort zu suchen. Schnell und ziemlich ungeordnet eilten sie zurück bis über Bümpliz hinaus. Hinter diesem Dorfe erhebt sich ein waldiger Hügel, der Rehhag; hier sammelten die feindlichen Anführer ihre Leute, und suchten sie in Ordnung zu stellen, um den Kampf zu wagen. Allein die Berner, ohnehin kampflustig und durch den Rückzug der Feinde noch muthiger gemacht, eilten ihnen, stets in guter Ordnung, unter Kriegsgeschrei und dem Lärm ihrer Trommeln und Harshörner nach. Noch einmal wichen die bestürzten Feinde zurück ins Wangenthal bis nach Ober-Wangen. Bei diesem Dorfe wurden sie von den Bernern eingeholt. Nun mußten sie Stand halten. Die Führer

ermunterten sie; der Kampf begann, aber mit sehr ungleichem Muth. Ohne Vertrauen fochten die Feinde, während die Berner, unterwegs durch den Anblick der Verwüstung und der Brandstätten zur Wuth entflammt, mit unwiderstehlichem Feuer heranstürmten und in den Feind hineindrangen. Unter den gewaltigen Streichen ihrer Schwerdter und Hellebarden stürzten Fußvolk und Reiter. Entsetzt ergreift die Feinde; sie wenden sich zur Flucht und eilen ohne Ordnung, wild durcheinander der Sense zu. Die Reiterei entrinnt durch die Schnelligkeit der Pferde, aber ein großer Theil des Fußvolks wird von den nachfolgenden Bernern eingeholt und gefangen. Von den Feinden blieben über sechzig auf dem Plage, 1500 wurden gefangen und 18 Fahnen erbeutet, während von den Bernern nur Einer getödtet und Einer gefangen worden sein soll. Diese Schlacht wird von einigen die Schlacht am Donnerbühl, von andern die Schlacht im Jammerthal genannt. Wahrscheinlich erhielt das Wangenthal wegen der Schlacht den Namen Jammerthal, indem man vermuthlich sagte Wangenthal Jammerthal. —

Freudig und voll Dankes gegen Gott kehrten die Berner in die Vaterstadt zurück. Die eroberten Waffen und Banner wurden vorausgetragen; dann folgte Ulrich von Erlach mit der siegreichen Schaar, zuletzt die Gefangenen. So bewegte sich der Zug durch das obere Stadt- oder Glöcknerthor herein der Kirche zu, wo noch einmal die Bürgerschaft Gott die Ehre gab. Abends wurde unter freundlicher Bewirthung den tapfern Bundesgenossen ein Volksfest gefeiert. — Der Sieg aber verschaffte den Bernern für mehrere Jahre Ruhe vor ihren Feinden.